Taschen-Bibliothek
der
wichtigsten und interessantesten Reisen
durch
Afrika.

Mit Landkarten, Planen, Portraits und anderen Abbildungen.

Verfaßt
von
Mehren,

und herausgegeben
von
Joachim Heinrich Jäck,
Königl. Bibliothekar zu Bamberg.

III. Theil. 3. Bändchen.

Nürnberg.
Verlegt von Heinrich Haubenstricker.
1831.

Le Vaillant's neue Reise vom Vorgebirge der guten Hoffnung in das Innere von Afrika in den Jahren 1780 bis 1785.

(Fortsetzung.)

Fünfter Theil.

I. Ueber mehrere schmale Fußsteige traten wir in eine Ebene, welche sich nach West zog, deren Ende durch eine Reihe hoher Berge begrenzt war. Der Fuß dieser Berge war ganz mit Bäumen bewachsen. Bereits hatten wir 3 Stunden bei der schrecklichsten Sonnenhitze zurückgelegt, als wir von einem furchtbaren Gewitter überrascht wurden. Lange und ununterbrochene Blitz-Strahlen durchzogen die Wolken nach allen Richtungen, und die schrecklichsten Donner-Schläge folgten auf einander. Der Regen schoß stromweise auf uns herab, ohne daß das Gewitter nur etwas nachließ. Ich hatte schon in dem Kaffernlande und am Kap heftige Donnerwetter erlebt; aber noch

kein so schreckliches, daher ich zum erstenmale in meinem Leben mich vor dem Donner zu fürchten anfing. Die Kabobiquois, welche mich begleiteten, waren die einzigen, welche sich über das schreckliche Gewitter freuten, weil sie von der Menge des gefallenen Regens die besten Folgen für ihre Brunnen und Weiden erwarteten.

Uns noch länger in dieser fast ganz überschwemmten Ebene aufzuhalten, war nicht rathsam. Durch den Regen nahm die für die Trag-Ochsen bestimmte Last bedeutend an Schwere zu, und das Erdreich, auf welchem wir wanderten, obgleich es nur aus Sand bestand, hatte die Menge des gefallenen Regens nicht einsaugen können; daher die ganze Ebene mit einer Menge Wasser-Tümpel bedeckt war, durch welche das Vieh gehen mußte. Als wir uns dem Anfange eines Gehölzes näherten, ließ der Regen gänzlich nach. Wir machten Feuer, um uns und unser Gepäcke zu trocknen. Mit dieser Beschäftigung brachten wir den noch übrigen Rest des Tages und die ganze Nacht zu. Während der Nacht wurden wir öfters durch ein Geräusch, welches Elephanten durch Abfressen des Laubes der Bäume verursachten, beunruhigt. Durch Flintenschüsse verscheuchten wir diese furchtbaren Gäste.

Am folgenden Tage sah ich auf einem Theil der Ebene, welcher kaum eine halbe Meile betragen mochte, mehr als hundert dieser Thiere beisammen. Da aber die Elephanten-Jagd für mich keinen Reiz mehr hatte,

so durchstrich ich den nahe gelegenen Wald, wo ich so glücklich war, ein Paar neue Vögel für meine Sammlung zu entdecken.

Da gerade damals die Mimosa-Bäume in voller Blüthe standen, und ich auf den Blumen derselben eine Menge von Insekten antraf, so blieb ich 8 Tage bei einer Horde, welche sich in dieser Gegend aufhielt. Auf meinen Streifzügen erhielt ich auch zwei sehr seltene Vögel; einen nennt Büffon: Le rollier du Senegal; den andern: Le guepier couleur de rose de Nubie. An Büffeln war diese Gegend überaus reich. Nichts beschäftigte die Kabobiquois dieser Horde so sehr, als die Furcht vor den Houzouanas. Den Namen dieser Völkerschaft hörte ich von ihnen Morgens und Abends aussprechen.

Als der Anführer genannter Horde die Wirkungen meiner Feuergewehre kennen gelernt hatte, gab er sich alle nur ersinnliche Mühe, mich gegen die Houzouanas aufzubringen, und mich in den Streit der Horde zu verflechten. Sobald man im Lager erfahren hatte, daß ich zu den Houzouanas reisen wolle, geriethen alle meine Begleiter in Bewegung. Die Namaquas als die furchtsamsten, widersetzten sich zuerst, und gaben zu erkennen, daß, wenn ich bei meinem Vorsatz bliebe, sie sich von mir zu trennen entschlossen hätten. Ich beantwortete ihre Erklärung mit einem lauten Gelächter, und sagte ihnen, es wäre mir lieb,

wenn sie gleich fortgingen. Denn ich wußte, daß sie, um ihre Horde zu erreichen, durch verschiedene Gegenden wandern mußten, welche von den Busch-Hottentotten durchstreift werden; die Furcht vor diesen hielt sie zurück. Eine jede Landsmannschaft kündigte mir ihre bevorstehende Abreise an, und wann es zum Abschiede kam, wagte doch keine sich zu entfernen.

II. Da mir bei Fortsetzung meiner Reise die Wagen beschwerlich und hindernd wurden, so beschloß ich, statt ihrer Last-Ochsen zu gebrauchen. Meine Leute, welche sich früher geweigert hatten, mir zu folgen, thaten es jetzt gerne, zwar nicht aus Zuneigung, sondern aus Furcht von den Busch-Hottentotten angefallen zu werden. Auf dem Wege zu den Houzouanas ruhten wir zum erstenmale an den Ufern eines Salz-See's aus. Das kristallisirte Salz schwamm in Gestalt einer dünnen Scheibe in dem noch vorhandenen Wasser. Als meine an den Ufern gelagerten Begleiter in der Ferne vier Männer erblickten, wurden sie von dem größten Schrecken befallen, indem sie dieselben für Houzouanas hielten. Die Beschwerlichkeit des Weges über die Ebene wurde noch durch eine Unbequemlichkeit vergrößert, von welcher man uns nichts gesagt hatte. Der Boden nämlich, auf welchem wir gingen, war zum Theile hohl wie aufgeblasen, und glich einem Teiche, welcher durch eine schnelle Hitze aufgetrieben ist, und eine hohle Rinde

bildet, die sich von dem unten gelegenen Boden beträchtlich erhob, und Höhlungen und Gänge enthielt. Die meisten unserer Ochsen versanken oft einen halben Fuß tief; auch wir hatten hinlänglich mit dieser Unbequemlichkeit zu kämpfen. Hiezu kam noch ein weit schlimmerer Zustand, welcher uns fast in Verzweiflung brachte. Das Zurückprallen der Sonnenstrahlen von dem, auf der ganzen Oberfläche zerstreut liegenden, kristallisirten Salze vermehrte nicht allein den Grad der Hitze, sondern wurde auch seiner Heftigkeit wegen für unsere Augen sehr gefährlich. Der feine Staub, welcher dieses Salz bedeckte, erhob sich bei dem geringsten Winde, und bildete dichte Staubwolken, welche uns zum Theile in die Augen zogen, und dieselben sehr empfindlich reizten. Da wir bei dem Athemholen einen Theil dieses Staubes durch die Nase einzogen, so wurden unsere Nasen ebenfalls angegriffen, und jeder klagte über ein unerträgliches Jucken. Unsere Lippen wurden so gereizt, daß sie bei der geringsten Bewegung bluteten.

Um sich gegen diese Plage zu schützen, verfertigten sich meine Begleiter eine Art Kopfputz, welcher einige Aehnlichkeit mit jenem der Bauernweiber um Straßburg hatte, wenn sie im Sommer auf dem Felde arbeiten. Ich selbst verfertigte mir eine Art Augenschirm, welcher mein Gesicht gegen die heftigen Strahlen der Sonne, und gegen den beißenden Staub zugleich sichern konnte. Auf eine noch weit

lächerlichere Erfindung verfielen einige Hottentotten, welche eine große Büffel-Haut mit großen Stöcken nach Art eines Baldachins über sich trugen. Die Weiber machten diese äußerst beschwerliche und ermüdende Reise mit großer Standhaftigkeit, und nichts vermochte ihre natürliche Munterkeit zu unterbrechen.

Unserer Vorkehrungen ungeachtet, nahmen unsere Leiden den Tag über doch noch beträchtlich zu. Bei Allen stellte sich ein öfteres Nasen-Bluten ein, welches mit dem unerträglichsten Kopfschmerzen verbunden war. Auch litten wir an einer Art heftigen Schwindels. Zugleich sah keiner von uns den nämlichen Gegenstand, welchen der andere zu sehen glaubte. Oft wenn einer einen Berg vor sich zu sehen glaubte, versicherte der andere einen Fluß zu sehen. Indessen war diese Erscheinung nicht anhaltend. Zuweilen verlor sich aber das Gesicht bei uns gänzlich, und wir blieben einige Minuten blind, ohne das Geringste unterscheiden zu können. Dem Mangel an trinkbarem Wasser halfen wir dadurch ab, daß wir von Zeit zu Zeit in den Höhlen der Felsen etwas Regenwasser fanden.

III. Den dritten Tag entdeckte ich endlich die mir von den Kabobiquois beschriebene Ebene und Gebirge. Wir rückten in dieser sogenannten Ebene nach und nach immer weiter fort. Gerade vor uns lag das Gebirge, welches den Houzouanas zum Aufenthalte diente. Es erstreckte sich von Nord nach Süd. Ich durfte es jedoch nicht wagen, ohne die

nöthige Vorsicht dasselbe zu betreten. Um die Houzouanas von unsrer Ankunft in Kenntniß zu setzen, ließ ich bei eintretender Nacht mehrere große Feuer anzünden, und dieselben nach allen Seiten unterhalten, doch so, daß auch wir in der Entfernung die uns bedrohende Gefahr entdecken konnten. Zugleich befahl ich allen meinen Leuten ihre Gewehre abzufeuern. Dann brach ich mit 4 Hottentotten auf, und kam endlich an einen Bach, wo ich einige weidende Kühe sah, und etwa 400 Schritte weiter eine Anzahl von Hütten bemerkte.

Als uns einige Weiber erblickt hatten, fingen sie an schrecklich zu schreien. Auf ein gegebenes Zeichen kamen alle Männer aus den Hütten hervor, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Sie begaben sich auf eine Anhöhe, um unsere Bewegungen zu beobachten. Ich suchte mich ihnen durch verschiedene Zeichen verständlich zu machen, allein vergebens. Endlich ging ich in eine Hütte, und legte etwas Tabak und einige Schnüre Glasperlen in dieselbe. Mit Verwunderung betrachteten die Bewohner des Kraals die Geschenke. Als ich mich ihnen aber zu nähern suchte, wichen sie abermals zurück. Endlich nahm ich einige Geschenke und ging allein ihnen entgegen; dieses hatte auch seine Wirkung. Sie schickten einen Dolmetscher entgegen, und ließen nach der Ursache meiner Reise fragen. Nachdem sie dieselbe erfahren hatten, näherten sich

die Männer; die Weiber blieben aber sitzend bei den Hütten zurück.

IV. Am folgenden Tage schlug ich meinem Versprechen zufolge mein Lager am Ufer des Baches auf, welchen die Houzouanas sich zum Wohnplatze ersehen hatten. Kaum war dieses geschehen, so kamen alle Houzouanas zu uns, und bewiesen das größte Zutrauen. Weit mißtrauischer aber waren meine Begleiter, welche die Houzouanas mit Abscheu und Furcht ansehen.

Die Houzouanas sind mehr klein als groß; die größten Männer sind kaum 5 Fuß hoch. Bei ihrem kleinen sehr regelmäßig gebauten Körper besitzen sie viel Stärke und Thätigkeit, einen dreisten Anstand, Muth und Stolz. Der Kopf des Houzouana ist in Hinsicht des Charakteristischen ganz mit dem Kopfe der Hottentotten übereinstimmend; die Hautfarbe ist bei ersteren nicht so schwarz, als bei letzteren. Ihr krauses Haar ist so kurz, daß ich bei dem ersten Anblicke ihre Köpfe für geschoren hielt. Die Nase ist bei den Houzouanas noch weit platter, als bei den Hottentotten; eigentlich fehlt ihnen dieselbe ganz, statt ihrer bemerkt man bloß die breiten Nasenlöcher; welche höchstens 5 bis 6 Linien hervorspringen. Mit Ausnahme des Schamgurtes gehen sie ganz nackt. Sie sind gastfreundlich, und sehr schnell; nur die Noth treibt sie zum Raube.

Das Land der Houzouanas erstreckt sich von

dem Lande der Kaffern bis zum Lande der großen Namaquas. Die Ausdehnung desselben von Nord nach Süd halte ich für beträchtlich, theils weil für ein nomadisirendes Volk ein großer Strich Landes erfordert wird, theils weil ich diese Nation für sehr zahlreich halte. Was mir bei den Houzouanas am meisten auffiel, war die ungeheuere Krouppe ihrer Weiber, welche ich am besten mit den sogenannten falschen Hintern (cul pastiche) vergleiche. Anfangs glaubte ich die Entstehung dieses Auswuchses in einer außerordentlichen Krümmung des Rückgrates, und einer Verlängerung der Lendenwirbel, oder des Steisbeines suchen zu müssen, wodurch diese Theile hervorgedrängt, und die Hüften selbst aus ihrer natürlichen Lage gebracht worden seyen. Allein bei näherer Untersuchung fand ich den Knochen-Bau nicht im Geringsten verändert, und an den Rückenwirbeln keine Mißgestalt. Die ganze verlängerte Krouppe bestand aus einem Klumpen Fleisch und Fett, welcher bei jeder Bewegung des Körpers hin und her schwankt, und eine seltsame Bewegung hervorbringt.

Dieser auffallenden Mißbildung ungeachtet haben diese Weiber einen sehr kleinen Fuß und ähnliche Hände; ihr Arm ist von der schönsten Form, und ihr übriger Körper durchaus wohlgestaltet. Da sie den Männern auf ihren Wanderungen folgen müssen, so tragen sie, wie diese, Sandalen. Sie sind übrigens völlig nackt, und haben außer dem kleinen Scham-

Schürzchen, einer Büchse, in welcher sie das Fett zum Einreiben aufbewahren, einem an einen hölzernen Stiel befestigten Schweife eines vierfüßigen Thieres zum Abtrocknen des Schweißes, und einer Haut um die Lenden, keine weitere Bedeckung.

Am Tage unserer Abreise nahmen wir unsern Weg gerade nach Süd-West durch die Gebirge; das Nachtlager schlugen wir erst gegen 10 Uhr Abends in Felshöhlen auf, in welchen wir ziemlich gutes Wasser entdeckten. Mit dem Anbruche des Tages sah ich zu meinem größten Leidwesen, daß wir uns an einem höchst dürren Orte befanden, welcher nicht das geringste Kraut hervorbrachte, so daß mein Vieh die ganze Nacht ohne Futter sich behelfen mußte. Da nach der Versicherung der Houzouanas wir auf dem ganzen Weg kein Futter für das Vieh und kein trinkbares Wasser antreffen würden, so blieb mir kein anderes Mittel übrig, als meine Reise durch eine weniger dürre Gegend fortzusetzen. Die Houzouanas riethen mir: „dem Wege längs des Fußes der Gebirge zu folgen.“ Ich befahl hierauf dem Zuge, etwas seitwärts zu lenken. Der Weg war aber so steinig, daß wir auf eine Strecke von etwa 6 Meilen einen ganzen Tag brauchten. Auf dem ganzen Wege fand ich nichts, als das Nest eines Straußes. Die Strauß-Henne, welche auf den Eiern brütete, hatte außer den neun Eiern des Nestes, in welchem die Jungen schon ziemlich weit gekommen waren, noch vier Eier vor sich liegen. Daß diese der

Straus zur Ernährung seiner Jungen gebraucht, unterliegt keinem Zweifel.

Das Gebirge, an dessen Fuße wir uns befanden, erstreckte sich nach Süd. Wir folgten diesem Wege zwei volle Tage, und überall fanden wir hinlängliche Weide für unser Vieh, und in den Felsen sehr gutes Wasser. Vor uns gegen West sahen wir eine zweite noch beträchtlichere Reihe von Bergen, welche sich weit in der Ferne verlor, und deren Richtung sich nach der Gegend, welche ich zu erreichen wünschte, erstreckte. Um das Vieh zu dieser beschwerlichen Reise durch eine etwas andauernde Ruhe vorzubereiten, blieb ich mit meinem Lager zwei Tage stille liegen. Während dieser Zeit suchte ich unsern Fleischvorrath durch die Jagd zu vermehren. Wir schoßen verschiedene Koudou's; auch einen weiblichen Elephanten, dessen Fleisch uns auf der Reise sehr wohl bekam.

V. Einige Feuer in Süd-West zeigten uns die Nachbarschaft derjenigen Horden an, von welchen die Houzouanas zu mir gesprochen hatten. Wir litten sehr wegen Mangel an trinkbarem Wasser. Bei der fremden Horde angelangt, fanden wir die meisten Menschen an einer eckelhaften Krankheit liegen. Um einer Ansteckung zu entgehen, suchten wir uns so schnell als möglich von der Horde zu entfernen. Wir nahmen unsern Weg nach Ost. Zum Glücke für uns fiel ein starker Regen, welcher besonders unsere Last-Ochsen sehr erquickte. Viele meiner Leute wurden

krank; selbst mein Vieh befand sich in üblen Umständen. Meine Pferde waren lahm, und die Hunde so entkräftet, daß sie keine Lust zum Jagen mehr hatten.

Als wir uns einer Horde näherten, verließen unsere Ochsen und Hunde uns augenblicklich, weil sie frisches Wasser in der Ferne witterten. Sie eilten dem Kraale in vollem Galoppe zu, ohne sich durch unser Rufen aufhalten zu lassen. Man kann sich die Bestürzung der Wilden bei Erblickung aller dieser Thiere leicht vorstellen, welche noch um Vieles vergrößert wurde, als wir sämmtlich bei dem Kraale eintrafen. Da ich bei diesem Kraale die nöthige Weide fand, beschloß ich einige Tage hier zu bleiben. Die Horde, welche anfangs Mißtrauen verrieth, gewann ich bald so, daß sie uns viele Milch und einige fette Schafe zum Geschenke brachte. Ich kaufte 5 Ochsen und 4 Kühe, und überlieferte sie meinem Versprechen gemäß sogleich den Houzouanas. Es ward dann eine große Jagd angestellt, auf welcher wir Wild in Menge erlegten. Bevor ich die Horde verließ, wollte ich derselben noch einen neuen Beweis meiner Zuneigung geben. Dieser bestand in einem Friedens-Vertrage und einem Bündnisse zwischen ihr und den Houzouanas. Die Bewohner der Horde gaben zum Zeichen des Vertrages einen Ochsen und zwei Schafe.

Am Tage unserer Abreise legten wir 9 Meilen zurück, während welcher wir den vielen Krümmungen

des Gebirges zu folgen genöthigt waren. Es war bereits finster, als wir bei einer Quelle anlangten, welche Wasser im Ueberflusse hatte, und einen mit Mimosen-Bäumen beschatteten kleinen Bach bildete. In der Nacht wurden wir durch eine Truppe von Elephanten aufgeschreckt, welche wir jedoch durch einige Flinten-Schüsse zurückscheuchten.

Um sobald als möglich zu dem Fisch-Flusse zu gelangen, berathete ich mich mit den Houzouanas, welche mir einen Weg über das Gebirge vorschlugen. Auf diesem gefährlichen Wege mußte ich das Vieh der Wartung der Houzouanas überlassen. Während einige von ihnen uns durch die tiefsten und unzugänglichsten Wege und Schluchten führten, leiteten die andern unsere beladenen Ochsen über die höchsten Berge. Oft wenn wir an dem untern Theile eines Felsen umhergingen, erblickten wir unsere Lastthiere auf dem obern Theile gerade über unsern Köpfen, welche durch das Geschrei der Houzouanas zum Fortgehen aufgemuntert wurden. Dieses Geschrei verursachte in den Bergen ein so ungewöhnliches Echo, daß die wilden Thiere aus ihren Höhlen getrieben wurden; Daman's, Hyänen und Tiger sahen wir öfters vor uns entfliehen, oder in ihre Wohnungen zurückkehren. Die Raubvögel verließen die einsamen Felsen, und beantworteten das Gebrüll unserer Ochsen mit dem ihnen eigenen krächzenden Laute.

IV. Nach langem und beschwerlichen Auf- und

Absteigen erreichten wir endlich den Rücken des Gebirges, und fanden uns sämmtlich sehr angenehm überrascht. Da die ersten von der Höhe die vor uns liegende Ebene erblickten, so benachrichtigten sie uns durch ihr Geschrei davon. Die meisten schienen sich den Seefahrern zu vergleichen, welche nach einem langen Sturme, und dem Schiffbruche nahe, unverhofft Land erblicken. Auch die Houzouanas nahmen an der Freude meiner Leute Theil.

Bei dem Herabsteigen von dem Gebirge kamen wir in ein reizendes Thal, wo wir wegen der herrlichen Weide und des Wassers übernachteten. Während meine Leute das Lager aufschlugen, ging ich an den schönen Ufern des Baches aufwärts, und entdeckte seinen Ursprung in einem hohlen Felsen. Die ganze Höhlung, welche eine Grotte bildete, war mit klarem und kühlem Wasser gefüllt, dessen reizender Anblick mich zu einem Bade einlud. Bei dem Austritte aus der Grotte grub ich an den Seiten derselben meinen Namen ein. Bei dem Fisch-Flusse fingen wir wieder an, frei zu athmen, und munter zu werden. Die Houzouanas machten ihre Abreise bekannt. Bevor sie aber dieselbe antraten, beschenkte ich sie mit vier Messern, welche die besten Schützen unter ihnen erhielten. In dem Schießen nach dem Ziele besitzen sie eine außerordentliche Fertigkeit. Um aber diesen Wilden auch eine Probe meiner Geschicklichkeit zu geben, schoß ich aus meiner Büchse mit der Kugel

öfters in den schwarzen Kreis. Sie staunten die Wirkungen des Feuergewehres, wie betäubt, an.

Bei dem Abschiede versicherten mir die Houzouanas die Fortdauer ihrer Freundschaft und Zuneigung, sowohl für sich, als im Namen ihrer Kameraden. Die Erkenntlichkeit dieser gutmüthigen Menschen war mir desto angenehmer, da gerade diejenigen, welche keine Messer erhalten hatten, sich am thätigsten bewiesen. Als letzten Beweis meiner Erkenntlichkeit, gab ich ihnen noch verschiedene Sachen, welche ihnen einiges Vergnügen zu machen schienen.

Sobald das Lager abgebrochen war, setzten wir unsren Weg längs der Gebirge fort. In zwei kurzen Tagreisen erreichten wir ein sehr angenehmes Thal, welches durch eine ungemein große Anzahl von Mimosen, die damals gerade in voller Blüthe standen, beschattet wurde. Die vielen Heerden in diesem Thale verriethen deutlich die Nachbarschaft einer Horde. Wir wurden freudig aufgenommen, und die Namaquas überhäuften einander mit allen nur möglichen Freundschafts-Bezeugungen. Sobald mein Zelt aufgeschlagen war, besuchte mich der Anführer der Horde, und gab mir zugleich von meinem Lager am Orange-Fluß Nachricht, welches sich in dem besten Zustande befand.

Seit einiger Zeit hielt sich ein Löwe und eine Löwin in der Nachbarschaft der Horde, und zwar in einem dicken Gebüsche auf. Aller Versuche ungeach-

ten konnte die Horde diese Thiere nicht vertrei-
ben. Der Anführer der Horde ersuchte mich, sie von
einer so unangenehmen Nachbarschaft zu befreien. Ich
versprach dem Führer, das Möglichste beizutragen.
Mit dem Anbruche des Tages zogen alle Männer der
Horde mit Pfeilen, Bogen und Sagayen bewaffnet
aus. Bei dem Aufgange der Sonne verminderte sich
das Gebrülle der Löwen, und dieses Stillschweigen
war für uns das Zeichen zum Aufbruch. Der Platz,
wo sich die Löwen aufhielten, war mit Dickigt umge-
ben, welches etwa 200 Schritte lang, und 60 Schritte
breit war. Um die Löwen aus diesem Platze zu brin-
gen, kamen wir auf den Einfall: alle Ochsen der
Horde mit Gewalt hineinzutreiben. Dazu kam noch
das Gebell meiner Hunde. — Das Gebrüll der Löwen
und Ochsen, das Bellen der Hunde, und das unun-
terbrochene Geschrei der Menschen machte ein fürch-
terliches Concert. Endlich ließ sich die Löwin be-
wegen aus dem Gebüsche herauszugehen; allein ein
Flintenschuß meiner Leute streckte sie zu Boden. Alle
andern Versuche, den Löwen aus dem Gebüsche zu
locken, mißlangen.

Der Anführer der Horde bat mich, vier Schafe
und zwei Rinder für die ihm geleisteten Dienste anzu-
nehmen. Die Schafe ließ ich sogleich schlachten, um
zu dem Feste, welches die Wilden mit dem Fleische
der Löwin feiern wollten, auch etwas beizutragen; die
Rinder schenkte ich dem Klaas, welcher die Löwin

erlegt hatte. Als wir am folgenden Tag Jagd auf den Löwen machen wollten, fanden wir, daß er das Gebüsch mit seinen Jungen verlassen hatte.

VII. Um nun zu dem Orange-Fluß zurück zu kehren, schlug ich den südlichen Weg ein, und folgte bloß der Richtung der Berge. Der Anführer der Horde gab uns einige seiner Leute zu Begleitern. Da sich aber die meisten meiner Leute durch verschiedene Ausschweifungen bei der letzten Horde sehr erschöpft hatten, mußten viele unterwegs zurückbleiben. Auf diesem Wege erblickte ich wieder einige Giraffen, deren ich seit langer Zeit keine gesehen hatte. Meine Führer sagten mir: „Daß, je weiter man nach West käme, desto seltener diese Thiere würden.“ Am folgenden Tage gewahrten wir eine Heerde Hornvieh, deren Hirten bei unserer Annäherung entflohen. Ich schickte den Fliehenden einige meiner Leute nach, um jene zu beruhigen. Bald besuchten uns alle in dem Kraale befindlichen Männer, Weiber und Kinder. Wir stellten hierauf eine Giraffen-Jagd an, und waren so glücklich, ein Weibchen, dessen Höhe 13 Fuß 6 Zoll betrug, zu erlegen.

Bei der Fortsetzung unserer Reise wurden wir von einem schrecklichen Süd-Ost-Winde überfallen. Dieser erhob sich gleich in der Frühe, und nahm schnell an Kraft zu. Wir sahen uns in einem Augenblicke von ganzen Wolken feinen und groben Sandes bedeckt, welcher uns in die Augen flog, und uns hinderte,

weiter vorwärts zu gehen. Aller Mühe ungeachtet gelang es uns wegen der Heftigkeit des Windes nicht, eines unserer Zelte aufzuschlagen. Wir mußten uns entweder setzen oder niederlegen, wo wir nichts als Sand einschluckten, und unsere Augen ebenfalls mit Sand angefüllt wurden. Schrecklich ward für uns in dieser Lage die Nacht. Mit Ungeduld sahen wir dem Aufgange der Sonne entgegen; allein je höher die Sonne am Horizonte stieg, desto größer wurde die Heftigkeit des Windes. Ich bemerkte öfters, daß der Wind einen Wirbel bildete, welcher tiefe Löcher in den Boden machte, aus denselben den Sand und die Erde weit wegführte, welche alsdann in Gestalt eines Regens auf uns herabfielen. Alle Speisen, welche wir während dieser Zeit bereiteten, wurden so mit Sand bedeckt, daß wir dieselben nicht genießen konnten.

Besonders befand sich mein Vieh in einer schlimmen Lage. Ochsen, Pferde, Schafe und Ziegen hatten sich auf einen Haufen zusammengestellt, wo sie, so lange der Wind anhielt, unbeweglich blieben, ohne das geringste Futter zu nehmen. Endlich ließ der Wind nach, und wir genossen bei einer Horde Namaquas eine ruhige Nacht. Zugleich brachten sie mir angenehme Nachricht von meinem Lager am Orange-Flusse. Da der Wind mich zwang drei Tage bei dieser Horde zu verweilen, so begab ich mich doch verschiedene Male auf die Jagd, und erlegte

zwei, für meine Sammlung sehr artige Thiere, nämlich eine neue Art von Eichhörnchen, und ein mir noch unbekanntes vierfüßiges Thier, welches zum Geschlechte der Iltisse gehört. Auch erhielt ich eine besondere Art von Fledermäusen mit vier Ohren.

VIII. Mit einigen Wegweisern versehen, verließ ich diese Horde. Jene aber verließen uns bei einem ausgetrockneten Flusse, welchen sie Löwen-Fluß nannten. Von den Ufern desselben wählten wir den kürzesten Weg nach dem Orange-Flusse, an welchem ich von meiner Karavane mit der größten Freude empfangen wurde.

Die großen Namaquas waren vor Freude ganz außer sich, als sie ihre für verloren gehaltenen Gefährten wieder gesund erblickten. Man liebkoste einander von beiden Seiten, und die Reisenden erzählten ganze Tage unsere Abentheuer. Ich stellte der Horde die mir geliehenen Ochsen zurück, und gab den Weibern und Kindern einige Geschenke.

Da wir unsern beschwerlichen Zug beendigt hatten, so war die Freude meiner Begleiter außerordentlich. Meine Leute erhoben sämmtlich ein lautes Freuden-Geschrei, um ihre im Lager befindlichen Kameraden von ihrer Ankunft zu benachrichtigen. Ich ließ in der nämlichen Absicht alle unsere Gewehre abfeuern. In einem Augenblicke waren alle meine Hottentotten am Ufer versammelt, und durchschwammen schnell den Fluß, um uns zu unserer Ankunft Glück zu wünschen.

Der Anblick meines Lagers war äußerst angenehm, ich befand mich, wie nach einer langen Verweisung, endlich wieder in dem Besitze meiner Güter. Meine zurückgelassenen Hunde erkannten mich sogleich wieder, und bewiesen ihre Freude durch die Heftigkeit, mit welcher sie auf mich sprangen, und mich mit ihren Liebkosungen überhäuften.

Die Haut meiner Giraffe war wohl erhalten, und meine Viehheerde befand sich in dem besten Zustande. Auch hatten sich mehrere Wilde um mein Lager angesiedelt. Unsere mitgebrachten Ochsen wollten nicht über den Fluß schwimmen. Sie blieben daher auf dem jenseitigen Ufer, und wurden während der Nacht von einer fremden Horde entwendet. Ich ließ sogleich meine Leute aufbrechen, und der Spur der Thiere folgen. Listiger Weise hatten die Diebe mehrmals über den Orange-Fluß mit den Thieren gesetzt, um uns dadurch im Nachspüren zu verwirren. Endlich gelang es uns, die diebische Horde zu finden. Wir fanden sie bei Freude-Feuern unmäßig lachend. Da die Nacht wegen ihrer Dunkelheit unserm Angriffe nicht günstig war, so warteten wir bis zum Anbruche des Tages. Anfangs schossen wir über ihren Kraal weg; da sie aber brüllend auf uns anrückten, und ihre Pfeile auf uns abschossen, so gab ich meinen Leuten Befehl, auf sie zu feuern. Heulend und verwirrt zerstreute sich die Horde und entfloh. Wir mußten abermals ihnen nachsetzen, um unsere Heerde zu erhalten.

Als sie von einem Berge herabkamen, schnitten wir ihnen den Rückzug ab, und erbeuteten unsere Heerde, welche fast lahm und verwundet wegen des gewaltsamen Marsches war.

Die Kaminouquois erkannten sogleich die ihnen gehörigen Ochsen, und von den meinigen fehlte keiner, als der, welchen wir todt im Wasser gefunden hatten, und mein schöner Streit-Ochs, welchen die Wilden bei ihrem letzten Feste geschlachtet hatten, und dessen Kopf wir in der Nähe des Kraals fanden.

Wegen des ermatteten Viehes konnte der Zug nur langsam sich bewegen, und wir mußten wegen eines Angriffes von Seite der Wilden auf unsere Sicherheit bedacht seyn. Als ich mit der Heerde an den Orange-Fluß gekommen war, fand ich zwei daselbst zurück gelassene Kaminouquois elend von dem Angriffe eines Löwen zugerichtet; einer war tödtlich verwundet, und dem andern waren die beiden Arme gebrochen. Wir leisteten den Kranken alle nur mögliche Hilfe, und packten sie, da wir wegen der feindlichen Horde uns nicht aufhalten konnten, auf unsere beiden Pferde. Einer starb bald darauf. Als wir auf einer Ebene unsere Zelte aufgeschlagen hatten, wurden wir in der Nacht zuerst von dem Angriffe eines Löwen, und später durch die Pfeile von Busch-Hottentotten beunruhigt. Beide wurden aber bald abgewiesen. Den verstorbenen Kaminouquois zu beerdigen, litten seine Landsleute nicht, weil sie befürchteten, daß die

Räuber-Horde bei ihrer Rückkehr mit dem Leichname nachtheilige Zaubereien vornehmen möchten. Sie sagten: dieß sey die Gewohnheit der Busch-Hottentotten, welche oft den Untergang einer Familie oder eines ganzen Volkes bewirkten. Sie wickelten den Leichnam in ein Kroos, und brachten ihn zu ihrer Heerde.

IX. Während wir nach einem Wege von vier Stunden anhielten, um etwas zu essen, gingen drei Wilde vorüber, welche zur Horde der Gheyssiquois gehörten. Diese zu den Hottentotten gehörige Völkerschaft ist die einzige, bei welcher die Halbentmannung gebräuchlich ist. Sie wollten die großen Namaquas besuchen; da sie von unserer Vorfallenheit mit den Busch-Hottentotten gehört hatten, kehrten sie zu ihrer Horde zurück, und wir mit ihnen, um dem Nachspüren der Busch-Hottentotten zu entgehen. Diese unterscheiden sich von den Busch-Hottentotten an der östlichen Küste Afrika's. Die Hottentotten, mit welchen wir zu thun hatten, machen eine zahlreiche und furchtbare Völkerschaft aus; jene dagegen leben in kleinen, abgesonderten Gesellschaften, und trauen einander wenig.

Ihrer Gesichtsbildung nach, und dem Schnalzen bei ihrer Sprache zu Folge, sind die Gheyssiquois offenbar Abkömmlinge der Hottentotten. Ich vermuthete, daß sie aus der Vermischung der Kaffern

mit den Namaquas entstanden sind. In Hinsicht der Kleidung, ihrer Waffen, musikalischen Instrumente, Neigung zur Jagd ꝛc. unterscheiden sie sich nicht von den sie umgebenden Völkern. Nur durch ihre Zierrathen zeichnen sie sich von allen Nachbarn aus. Alle ihnen zum Putze dienenden Sachen sind aus den Beinknochen der Schafe verfertigt, und von einer blendenden Weiße. Ihre Weiber sind von angenehmer Bildung und lustiger Gemüthsart, und zum Lachen und Tanzen beständig bereit. Mit diesem muntern Wesen verbinden sie große Sittsamkeit.

Keine Afrikanische Völkerschaft fand ich so uneigennützig als die Gheyssiquois. Obwohl ich keine Waaren zum Tausche für sie hatte, so versahen sie uns mit Milch in Menge, und beschenkten uns mit einigen Schafen. — Von einigen Gheyssiquois begleitet, kam ich endlich gesund in meinem Lager zur größten Freude meiner Untergebenen an. Die Gheyssiquois waren in meinem Lager sehr wohl vergnügt, und da sie gut genährt wurden, dachte keiner von ihnen an die Rückreise. Bei ihrer Abreise beschenkte ich sie reichlich. Die Tochter des Anführers erhielt meinem Versprechen zu Folge das Geschenk für ihren Vater; ihr selbst gab ich ein rothes Tuch, und einige weiße Glasperlen, welche ihr sehr zu gefallen schienen. Man begegnete ihr in dem Lager mit vieler Achtung. Bei ihrer Toilette war ich zuweilen Augenzeuge, und obgleich ihr Putz immer der nämliche war,

so belustigte mich die Art, wie sie ihre Reize zu erheben suchte, nicht wenig.

Mit der Ausbesserung meiner Wagen, und mit der Abrichtung der des Ziehens ungewohnten Ochsen verging eine geraume Zeit. Während derselben jagte ich oder zeichnete Pflanzen ab, jedoch muß ich meine nicht große Kenntnisse in der Botanik sehr bedauern, indem die Flora Afrika's in dieser Gegend die seltensten und schönsten Pflanzen hervorbringt. Vorzüglich bestimmt der Regen die Zeit und den Ort, wo dieses oder jenes Gewächs hervorschießen soll, und die nämliche Ursache macht, daß viele Pflanzen bald früher, bald später erscheinen. Der Einfluß des Regens hat auch auf die Lege- und Brutzeit der Vögel beträchtlichen Einfluß.

Den 21. Mai trat ich mit meiner Karavane den Rückzug an. Diese bestand aus 73 Männern und 19 Weibern. An Vieh hatten wir 172 Stück Rinder, die Schafe und Ziegen nicht gerechnet. Am 27. verließen wir das Ufer des Orange-Flusses, um einen bessern Weg aufzusuchen. Auf den schlechtesten Wegen kamen wir den 28. an einen Ort, an welchem ehemals ein Kraal gestanden war. Wegen der angenehmen Lage dieses Ortes verweilten wir hier längere Zeit. Die umstehenden Bäume dienten einer Menge Vögel zum Aufenthalte; mehrere neue Arten derselben mußten meine Sammlung vermehren. Unser Lager fand sich auf einem ebenen Platze, welcher etwa 400 Schritte

im Umfange haben mochte. Das Vieh der Horde war auf diesem Platze gestanden, und der Mist desselben hatte sich nach und nach so angehäuft, daß er jetzt eine mehrere Fuß dicke Rinde bildete. Durch das Treten und die Beimischung des Urins war eine dem Torfe ähnliche Lage entstanden, welcher nach ihren Bestandtheilen schwefelartiger Natur, und daher sehr entzündlich war.

X. Wir suchten uns nach dieser Bemerkung wieder dem Flusse zu nähern. An diesem erlegten wir ein Flußpferd, dessen Fleisch meinen Leuten sehr behagte. Ich nahm vier meiner Leute, und folgte zwei Tagreisen dem Laufe des Flusses, in dessen Mitte wir dann eine Insel entdeckten. Wir schwammen nach der Insel, und fanden auf derselben bloß einige Flußpferde. Wir schnitten Fleischstücke von dem erlegten und begaben uns dann wieder an das Ufer des Flusses. Als wir am folgenden Tage wieder auf die Insel zurückkehrten, fanden wir auf den zurückgelassenen Stücken des Flußpferdes einen herrlichen Geier, welcher mit großer Begierde das Fleisch desselben verzehrte. Ich legte auf ihn an, und traf ihn nicht ganz richtig. Da der Vogel schon sechs Pfund Fleisch im Magen hatte, konnte er sich nur mit großer Mühe erheben. Wir eilten hinzu, um ihn mit dem Flintenkolben vollends todt zu schlagen. Er vertheidigte sich einige Zeit mit vielem Muthe, und biß an die Flintenläufe, so daß die Eindrücke seines Schnabels sehr deutlich zu sehen

waren. Endlich unterlag er, und sein Besitz entschädigte mich hinlänglich für die viele Mühe und Beschwerlichkeit dieses Ausfluges.

Je näher wir dem Ausflusse des Orange kamen, desto größer war die Menge des Geflügels. Außer den schon oft genannten Steinhühnern, fanden wir auch auf dem Flusse Perlhühner, Flammands, und verschiedene Arten Gänse und Enten. Ich setzte meine Reise längs des Flusses weiter fort, und begegnete auf dem Wege drei Hottentotten, welche über unsere Ankunft sehr bestürzt waren. Nach ihrer Aussage hätten wir noch vier Tagreisen bis zum Ausflusse des Orange, und liefen Gefahr auf dieser Reise von den Busch-Hottentotten umgebracht zu werden. Die Gegend von hier bis zum Ufer des Meeres, sagten sie, sey ein sehr ödes und dürres Land. Da mir diese drei Hottentotten verdächtig schienen, machte ich sie zu Gefangenen, und zwang sie, mir bis in mein Lager zu folgen. Ich hielt sie für Kundschafter der Busch-Hottentotten selbst. Im Lager angekommen entließ ich die Gefangenen, mit der Weisung: sich nicht mehr in unserer Nähe blicken zu lassen. Auch fand ich im Lager einen Anführer der Kaminouquas, welcher mir einen lebendigen Ameisen-Fresser zum Geschenke machte. Dieses überaus fette Thier halten die Kolonisten und Hottentotten für ein vortreffliches Wildpret. Der streng bisamartige Geschmack des Fleisches war für mich äußerst eckelhaft. In den Kolonien am Kap

nennt man diesen Ameisen-Fresser Erdferken; bei dem Kaminouquas heißt er Goup.

Als ich wegen des Mangels an Branntwein nicht allen Kaminouquas ein Glas dieses Getränkes reichen konnte, so gab ich nur dem Anführer und vier der ältesten Männer, welche mit ihm gekommen waren, ein volles Glas. Der Anführer wollte nicht allein ein Vergnügen genießen, welches er nicht zugleich mit seinen Brüdern und Freunden theilen konnte. Er behielt daher den Branntwein im Munde, und indem er nach der Reihe einem jedem etwas davon durch den Mund einflößte, begnügte er sich bloß mit dem Geschmacke, welcher ihm davon zurückblieb. Die vier Alten folgten seinem Beispiele, und durch diese seltsame Austheilung erhielt jeder etwas.

Auch verschaffte ich mir eines von den ungeheueren Vogel-Nestern, dessen Bewohner den Namen „Republikaner" führen. Um sich eine richtige Vorstellung von einem solchen Neste zu machen, denke man sich einen ungeheueren Klumpen dicht verwebten Grases, welches unten und seitwärts mit einer Menge kleiner Zellen, und oben mit einem Dache versehen ist. Das Nest, welches ich angetroffen hatte, enthielt 320 bewohnte Zellen. Zuweilen werden diese Vögel von Spechten, Meisen, Papageien u. s. w. aus ihren Nestern vertrieben. Der Republikaner ist von graubrauner Farbe, und nur an den Seiten und dem Halse durch einige schwarze Flecken etwas lebhaft gemacht.

Das Männchen lebt in Vielweiberei. Die Namaquas benennen die Republikaner mit dem Worte Anagues, welches mit einem Schnalzen der Zunge ausgesprochen wird.

XI. Den 12. Juli wurde ich von den Symptomen einer schweren Krankheit befallen. Ich beschloß daher zu meiner Rettung die Kolonien sobald als möglich zu erreichen, ehe noch meine Krankheit völlig zum Ausbruch käme. Mit vieler Mühe erreichte ich den Kaussi, welcher in den nahe gelegenen, gleichnamigen Bergen entspringt. Durch die unvermeidliche Bewegung und durch die Hitze hatte sich mein Zustand um vieles verschlimmert. Ich befand mich von einem heftigen Fieber befallen, welches mit Halsschmerzen verbunden war. Die Entzündung der Mandeln und des Schlundes zeigten eine entzündliche Bräune an. Von allen Mitteln entblößt, brachten mir die Hottentotten eines in Vorschlag, welches darin bestand, Tücher in kochende Milch zu tauchen, und dieselben heiß um den Hals zu schlagen. Drei Tage lang ließ ich mir auf diese Weise den Hals ruhig abbrühen, bis ich mich endlich weigerte, dieses Mittel weiter anzuwenden. Von dieser Zeit überließ ich mich bloß meiner Natur. Meine Zunge und mein Hals waren bereits so angeschwollen, daß ich nicht anders, als durch Zeichen sprechen konnte.

Acht Tage lag ich bereits ohne Hoffnung auf meinem Lager. Endlich besuchten mich einige kleine

Namaquas, welche mir einen Umschlag aus besonderm Kraut verordneten, dessen Saft ich zugleich trinken mußte. Der Umschlag wurde während der Nacht verschiedene Male erneuert, und noch öfter gurgelte ich mich mit dem Safte. Ich fühlte mich bald sehr erleichtert, und nach drei Tagen fand ich mich vollständig geheilt. Meine Leute hatten während meiner Krankheit weder getanzt, noch gesungen; auch hörte ich sie nicht einmal lachen. Diese freundschaftliche Aufmerksamkeit rührte mich ungemein. Die Pflanze, welche meine Heilung bewirkte, war eine Art 2 Fuß hoher Salbei, deren Geruch auch mit unserem europäischen sehr übereinkam. Nach der Versicherung der Namaquas ist diese Pflanze bei Wunden nicht minder wirksam; jedoch wird im letztern Falle Thierfett beigemischt.

Da ich in den Kolonien angelangt war, so entschloß ich mich den vormals nach dem Kap eingeschlagenen Weg zu verlassen, um durch einen neuen mir unbekannten zur Kap-Stadt zu gelangen. Ich wandte mich daher nach Süd-West, und nach 3 Tagen, während welcher wir 4 Meilen zurücklegten, erreichten wir den grünen Fluß. Zuerst stießen wir auf Elephanten, auf welche ich und Swanepoel sogleich Jagd machten. Wir erlegten zwei männliche Elephanten, welche 10 Fuß hoch waren. Die afrikanischen Elephanten übersteigen selten dieses Maaß. Eine Menge Wasser-Vögel aller Art fanden sich da-

mals auf dem grünen Flusse, besonders: Pelikane, der Flammand, und verschiedene Arten wilder Gänse in Menge. Von den europäischen Vögeln sah ich den gehaupten und gemeinen Reiher, und unsern Storch.

Vom grünen Flusse begab ich mich an den Schwarzdorn-Fluß, und von diesem zu den südlich liegenden Bergen. Nach sechs sehr beschwerlichen Stunden erreichten wir den Fuß der ersten Berg-Reihe. Die nackten, röthlichen Felsen dieser Berge waren malerisch auf einander gethürmt, und boten dem Auge die seltsamsten Gestalten dar; sie schienen bestimmt zu seyn, den Busch-Hottentotten zum Aufenthalte zu dienen.

XII. Bis zu dem Elephanten-Flusse stieß uns nichts Merkwürdiges auf, als eine Quelle, bei welcher wir die Nacht zubrachten. Jene war rings mit einer Staude bewachsen, deren Frucht in den Kolonien unter dem Namen Wolfs-Gift bekannt ist. Man röstet diese Frucht, und bestreut mit dem Pulver derselben die Lockspeise für wilde Thiere. Sobald diese davon gefressen haben, schwellen sie beträchtlich an, und sterben eher oder später, je nachdem sie mehr oder weniger von diesem Pulver genossen haben.

Nach einiger Zeit erreichte ich den verlornen See, welcher einen beträchtlichen Umfang hat, und von dem Meere bloß durch eine schmale Sandbank getrennt wird. Während meines eilftägigen Aufent-

haltes an diesem See bereitete ich 132 Vögel von verschiedener Größe für meine Sammlung. Zu den seltenen Vögeln, welche ich hier fand, rechne ich unter andern die Poule Sultane, welche ein vortreffliches Wildpret sind. Ueberhaupt schien dieser See der Sammelplatz aller Wasservögel zu seyn, welche sich in diesem Theile Afrika's aufhalten.

Auch besuchte ich die in der Nähe gelegene St. Helena-Bay, deren Beschreibung Kolbe gleichfalls irrig gibt. In Betreff der Widerlegung der Irrthümer Kolbe's verweisen wir auf unser oben ausgesprochenes Urtheil über dessen Reisebericht. Die Lage dieser Bay ist überhaupt auf allen See-Karten unrichtig bezeichnet; der Unterschied beträgt in Hinsicht der Breite über 14 Minuten. Von der St. Helena-Bay begab ich mich nach der Saldanhabay, in welchen beiden ich eine Menge Cachelotte erblickte.

Nach einer 16monatlichen Abwesenheit, welche ich in den afrikanischen Wüsten zugebracht hatte, traf ich wieder in der Kap-Stadt ein, wo mich Gordon und seine Gemahlin erwarteten.

Auf dem ostindischen Kompagnie-Schiffe Ganges verließen wir am 14. Juli 1784 die Falso-Bay, um nach Europa zu segeln. Ein schrecklicher Windstoß trieb uns bis zum 37. Grade südlicher Breite abwärts. Nach 11 schrecklichen Tagen segelten wir den 10. August vor der Bay St. Helena vorüber, und

paßirten den 28sten glücklich die Linie unter dem 358 Grade der Länge. Unter dem 355 Grade der Länge, und dem 10. Gr. 15 Min. Breite hatten wir eine Windstille. Hier sah ich zum ersten Male einen See-teufel (eine Rochen-Art); er war ein kleiner, hatte 28 Fuß zur größten Breite, und 21 Fuß Länge von der Spitze seiner Hörner bis zum Ende seines Schwanzes. Unter dem 32 Gr. Breite erlitten wir einen heftigen Sturm, und kamen am 4. Oct. dicht bei den wüsten Inseln Flores und Corvo vorbei. Den 1. Nov. erblickten wir die europäischen Küsten. In dem Hafen von Flissingen stieg ich an das Land, und langte in den ersten Tagen des Jahres 1785 nach einer Abwesenheit von 5 Jahren zu Paris an.

Lieutenant King's Nachrichten von der Norfolk-Insel und von seiner Rückkehr über Port-Jackson, Batavia, Isle de France und das Vorgebirge der guten Hoffnung nach England im J. 1788—90. Aus dem Englischen übersetzt von Forster.

I. Nach unserer Ankunft zu Port Jackson im Anfange des Jahres 1788 fuhr ich am 1. Februar mit dem Lieutenant Dawes in einem Kutter nach der Botany-Bay, um den Grafen de la Perouse zu besuchen. Dieser war auf seiner Entdeckungsfahrt mit den Schiffen Astrolabe und Boussole daselbst eingelaufen.

Nach meiner Rückkehr gab mir der Gouverneur den Auftrag, auf der Norfolk-Insel eine Kolonie anzulegen. Den 15. Februar wurde mit 23 Personen

abgefahren. Auf unserer Fahrt entdeckten wir in 31° 35′ südl. Breite und 159° 0′ östl. Länge von Greenwich eine kleine, halbmondförmige Insel mit zwei ungeheuer großen Klippen an ihrem südlichen Ende. Lieutenant Ball, welcher sie zuerst entdeckte, belegte die Spitzen und Klippen mit seinem Namen.

Am 29sten erblickten wir die Norfolk-Insel; nur mit großer Mühe konnte ich nebst Lieutenant Ball an der Seite eines großen Felsen auf ihrer nord-östlichen Spitze landen. An diesem Felsen muß auch Capitain Kook gelandet seyn, da es auf dieser Seite der Insel an keinem andern Orte möglich ist. Auf der andern Seite ist eine kleine Bay, gerade an der westlichen Spitze, wo man nur allein landen kann.

Am 4. März landete ich mit zwei Personen, um quer über die Insel zu dieser Bay zu gehen. Ueber einen steilen Hügel gelangten wir auf den obersten Theil der Insel und fanden ihn eben; aber jeden Fuß des Bodens mit Bäumen oder großen Wurzeln bedeckt. Diese Hindernisse und ein beinahe undurchdringliches Geflechte, welches aus einem rankichten Gewächse, fast wie Weinreben bestand, und so stark war, daß es verschiedene Bäume nach mancherlei Richtungen niederbeugte, zwangen uns, einen Weg durchzuhauen. Zwischen den Wurzeln dieser Bäume wuchs kein Gras, noch Kraut, wahrscheinlich deßwegen, weil weder die Strahlen der Sonne, noch die Luft durchdringen konnte, obwohl der Boden überall sehr fett und gut

war. Die Tannen, deren es hier eine Menge gibt, sind von einer außerordentlichen Größe. Eine, welche umgefallen war, maß 140 Fuß in der Länge, und verschiedene, welche noch standen, hielten 30 Fuß im Durchmesser. Sie wachsen völlig gerade in die Höhe, und sind 80 Fuß hoch von der Erde ohne Zweige.

In die Ansons-Bay zu kommen, wohin wir wollten, obwohl wir von dem Berge über sie hinabsehen konnten, war uns unmöglich. Die Neuseeländische Pflanze, an der wir uns anhielten, rettete uns, daß wir bei unsern Versuchen, in die Bay zu gelangen, nicht in eine Tiefe von 90 Fuß stürzten. Bei unserer Rückkehr hörten wir öfters den Laut: Jaho, welcher von einem vierfüßigen Thier oder von einem Vogel zu ertönen schien. Uebrigens sahen wir Tauben, einige Arten von Papageien, und eine Menge anderer Vögel, welche so zahm waren, daß sie sich mit einem Stocke niederschlagen ließen. Wir fanden auch große Stücke Bimsstein und vermutheten, daß in dem Berge, welcher sich in der Mitte erhebt, und von mir Pitts-Berg genannt wurde, oder irgendwo in der Nähe desselben, ein Krater, oder doch Ueberbleibsel davon zu finden seyn möchten.

Am 6. März landeten wir endlich in einer Bucht an der südlichen Seite der Insel, brachten das Nothwendigste an das Land, schlugen Zelte auf, und schickten uns an zur Bearbeitung des Landes. Dicht hinter dem Orte unserer Niederlassung wurde bald ein

sehr schöner Bach entdeckt. Ich benutzte die erste Gelegenheit, die Insel in den Gegenden rings umher näher zu untersuchen, und fand sie wegen der großen Bäume und ihrer verwickelten, meist 2 Fuß hohen Wurzeln, und wegen des genannten rankigen Gewächses fast undurchdringlich.

Am 9ten fuhr die Supply nach Port-Jackson zurück. Ich hielt an diesem Tage in meinem Zelte Gottesdienst, las die mir vom Gouverneur ertheilte Bestallung vor, kündigte den Uebelthätern an, wie sie sich zu verhalten hätten u. s. w. Am östlichen Ende der Bay wurden zwei Schildkröten gefangen, deren jede 200 Pfund wog. Wir sahen sie nur bei der Ebbe und bei hellem Wetter am Strande liegen. Dieser Umstand, und weil man nirgends Gruben bemerkte, in welche sie ihre Eier legten, brachte mich auf die Vermuthung, daß sie auf der Insel gar nicht brüteten. Den 17ten wurden Anstalten zum Baue eines Vorraths-Hauses getroffen, am 19ten war der größte Theil des Samens, welchen wir am Vorgebirge der guten Hoffnung bekommen hatten, aufgegangen, jener aus England aber verdorben. Das Vorrathshaus wurde am 2. April fertig; um eben diese Zeit fand ich zu meinem Verdrusse eine Menge Ratten auf der Insel, welche einigen, schon 3 Zoll hohen Mais vernichtet hatten.

Seit dem 14ten sahen wir keine Schildkröte mehr, welches uns sehr beschwerlich fiel, weil wir den Ge-

nuß ihres Fleisches sehr wohlthätig empfanden. Ein anderer ungünstiger Umstand war der, daß bis jetzt noch keines unserer Garten-Gewächse fortkommen wollte. Doch fanden wir zu einigem Ersatze eine große Menge Kohlpalmen, deren Vortrefflichkeit bekannt genug ist. Hinter dem Hügel, wo unsere Niederlassung war, liegt ein Thal mit verschiedenen, in dicken Gruppen neben einander stehenden Bananen oder Pisangs. Weil es vor allen Winden geschützt war, so wurde hier ein Garten angelegt. Mancher unserer Arbeitsleute wurde 4 bis 5 Tage blind, und zwar durch den weißen Saft eines Baumes, welcher ihnen in die Augen spritzte, und mehrere Tage sehr scharfe Augenschmerzen verursachte. Das beste Mittel dagegen war Florentinisches Oel.

Großen Schaden thaten uns jetzt die Ratten und Würmer; einige meiner Thiere, welche ich mitgebracht hatte, gingen zu Grunde. Unsere Schweine mußten wir in eine Umzäunung sperren, weil mehrere durch giftige Kräuter ihren Tod fanden. Das Futter, welches sie bisher in dem Wald gesucht hatten, mußten wir nun für sie anschaffen, doch ward ein Baum gefunden, welcher sehr gutes Futter gab. Dieser Baum wird 80 Fuß hoch; seine Zweige, welche viele Aehnlichkeit mit den Zweigen der Palmbäume haben, lassen bei ihrem jährlichen Abfalle eine Narbe an dem Stamme zurück. Das Laub an den Zweigen, deren zwölf sind, hat viele Aehnlichkeit mit dem Farrenkraut, weß-

wegen wir den Baum auch Farrenkrautbaum hießen. Die Mitte desselben, von der Wurzel bis zum Gipfel, besteht aus einer weißen, dem Yams ähnlichen Substanz, welche gekocht, wie schlechte Turnips schmeckt. Die Außenseite des Stammes ist hartes Holz, und von dem Gipfel bis zum Boden voll regelmäßiger Narben. Dieser Baum wächst in großer Menge auf der Insel.

Eine gerupfte und ausgenommene Taube wog gewöhnlich 3/4 auch 1 Pf. Papageien gibt es auf der Insel in großer Menge; sie sind aber durch ihr Gefieder und widrige Stimme sehr unangenehm. Eine Art Papageien ist ganz grün, nur daß sie einen rothen Schopf auf dem Kopfe hat. Blaue und grüne Habichte finden sich in Menge; sie verfolgen junge Hühner, und stoßen auch auf Ratten herab. Die sehr zahlreichen Wachteln und Brachvögel sind scheu. Die schön gefiederten Eulen geben einen Ton von sich, welcher so klingt, als wenn ein Mann dem andern zuriefe: auch lassen sie ganz deutlich die Sylben: Jaho hören. Viele von den kleinern Vögeln singen sehr lieblich und ihr Gefieder ist vorzüglich schön. Ein anderer Vogel gräbt sich Löcher in die Erde, in welchen er brütet und seine Jungen aufzieht. Er ist mit Schwimmfüßen versehen, und in Ansehung seines Schnabels andern Seevögeln ähnlich. Sein gutes Fleisch kam uns oft zu statten. Vor dem Untergange der Sonne verlassen diese Vögel ihre Höhlen nie-

dann aber ist bis Mitternacht die Luft von ihnen angefüllt.

Als unsere Lebensmittel weniger zu werden anfingen, und unser Vorrath, welcher auf 5 Monate berechnet war, bei vollen Portionen nur 2 Monate dauern konnte, so wurden alle Mehl- und Brod-Portionen auf 2 Dritttheile herabgesetzt. Bald jedoch landete die Jölle (ein kleines Ruderschiff) der Supply mit 3 Fässern Mehl. Als ich den Böten der Supply ein Boot entgegen schickte, wurde es von der Brandung umgeworfen, und nur mit genauer Noth rettete sich von den Schiffleuten ein Uebelthäter. Durch dieses schreckliche Unglück wurde unsere kleine Anzahl noch mehr vermindert. Am 11. August fuhr die Supply nach Port-Jackson zurück. Die öfteren Unfälle, welche sich mit unsern Böten ereigneten, bewogen mich zu einem Landungs-Versuche in der Ball- oder Kaskade-Bay.

Am 6. Sept. fanden wir eine Schildkröte, welche wir umwenden ließen, mit einer Art hölzernem Nagel zwischen den Schultern verwundet. Dieser Umstand, und ferner, daß in der Ball-Bay einige Stücke von Kanots, ein hölzernes Bild, einen Mann vorstellend, und eine frische Kokosnuß gefunden wurden, brachten mich zu dem Schlusse, daß nicht weit von uns östlich noch eine beträchtliche, bis jetzt unbekannte Insel liegen müsse. In diesem Monate sahen wir eine große Menge Wallfische, von denen einige

sehr nahe an unser Rief kamen. Schon bei unserm ersten Landen fand ich die vollständigen Skelette von zwei Wallfischen. — Bei dem Ueberzählen einiger Gersten-Pflanzen fand ich ein Korn, welches 124 Halme getrieben hatte. Diese angenehme Aussicht bewog mich zur Erbauung eines Korn-Hauses.

Im Anfange des Octobers ward es nun sehr warm; doch blieben die Abende und Morgen kalt. Am 4ten machte ich eine Reise nach dem Pitts-Berg, auf dessen Gipfel ich die ganze Insel, und einen Theil ihrer Seeküste übersehen konnte. Diese malerische Scene zeigte eine natürliche, üppige Fruchtbarkeit; überall war das Erdreich vortrefflich und alles ein dicker Wald. Eine Meile von dem Gipfel des Berges fand ich in dem Boden eine rothe Erde, voll sehr großer Löcher; bei jedem Schritte fiel ich in eines derselben, weil die darin nistenden Vögel die Oeffnungen, um sie desto besser zu verbergen, von der Seite anzubringen pflegen. Nahe am Gipfel des Berges wächst eine Menge sehr großer Tannen.

Am 13. October brachte das Transport-Schiff the Golden Grove 42 Personen nebst Lebensmitteln auf 7 Monate. Unsere Kolonie bestand nun aus 16 freien Männern und 46 Uebelthätern, unter denen 29 männlichen, und 17 weiblichen Geschlechtes waren.

Am 29. November landete ich auf der Nepean-Insel, und fand sie aus einer Masse Sand bestehend, welche von den sie umgebenden Klippen zusammen gehal-

ten wird. Obgleich nicht die mindeste fruchtbare Erde auf der Insel zu sehen war, so wuchsen doch fast 200 sehr schöne Tannen auf derselben; übrigens war die Oberfläche mit einer Art groben Grases bedeckt.

Am 2. December fuhr ich in dem Coble (ein Boot von 25 Fuß in der Länge, und 5 in der Breite) nach der Philipps-Insel, und landete an einem Felsen in einer kleinen Bay auf der Nordseite. Die ersten Hügel konnte ich nur mit großer Schwierigkeit übersteigen, da auf ihnen ein langes scharfes, sehr schneidendes Gras wuchs, welches noch mit Gesträuch untermischt war. In dem leichten rothen Boden machten die vielen Vogel-Nester das Gehen beschwerlich. Längs der ganzen Insel läuft ein kleines Thal hin; in diesem und auf einigen Hügeln wachsen einige Tannen. Ich fand kein Wasser auf der Insel, bemerkte aber eine Menge Habichte, Papageien und Tauben.

Am 5. Januar 1789 untersuchte ich die Nord- und und Westseite der Insel, welche ich überall von Klippen umgeben fand. Ich landete auf dem Strande in der Ansons-Bay; er ist sehr klein, und scheint aus bloßem Triebsande zu bestehen. Frisches Wasser gibt es in der Nähe nicht. Die Bay ist mit steilen Hügeln umgeben, auf welchen eine Anzahl Flachs-Pflanzen wächst.

Bis zum 22sten hatten wir beständig schönes Wetter; aber von diesem Tage bis zum Ende des Monats

regnete es beständig, zu welchem noch starke Windstöße von Nord-Ost sich gesellten. Um diese Zeit wurde das Vorhaben der Uebelthäter entdeckt, meiner und meiner Leute habhaft zu werden, und mit einem, gleichfalls durch Gewalt erlangten Schiffe zu entfliehen.

Am 6. Februar hatten wir einen sehr heftigen Wind aus Nord, welchen Blitze begleiteten, die ersten, welche ich seit meiner Ankunft auf der Insel sah.

Am 25sten folgte ein Orkan, welcher über alle Beschreibung fürchterlich war. Die Gewalt des Windes wurde immer stärker, und entwurzelte die größten Bäume. Bald darauf fiel der heftigste Regen ein. Jeden Augenblick wurden Tannen und Eichen niedergestürzt; Wurzeln und Felsen um sie wurden so ausgerissen, daß häufig Gruben wenigstens von 10 Fuß Tiefe entstanden. Einige der sehr großen Bäume, welche 180 Schuhe in der Höhe, und 4 im Durchmesser hatten, wurden beträchtlich weit von ihrer Stelle geschleudert; andere, deren Wurzeln zu tief gingen, als daß sie ausgerissen werden konnten, mit ihren Gipfeln beinahe bis zur Erde niedergebogen. Um das Schreckliche dieser Szene noch zu vergrößern, fiel ein sehr großer Baum quer über unser Korn-Haus, schlug es in Stücke, und zerschmetterte zugleich viele Mehlfässer. Doch wurde durch allgemeine Thätigkeit das Mehl und der Mais bald wieder gesammelt, und in mein Haus gebracht.

Am 2. März brachte uns die Supply außer etwas Sämereien und Vorräthen auch 21 Verbrecher männlichen und 6 weiblichen Geschlechtes nebst 3 Kindern. Unsere Kolonie bestand nun aus 16 freien Leuten, 50 Uebelthätern männlichen, 23 weiblichen Geschlechts und 5 Kindern. Troz aller Wachsamkeit wurden fast täglich einige Diebstähle begangen.

Der Weizen, welchen ich im Anfange und in der Mitte des Aprils säen ließ, wurde im Anfange des Mai gänzlich von einer kleinen schwarzen Raupe bedeckt, welche die Halme einen Zoll hoch über der Erde angefressen hatte. Dieses schädliche Ungeziefer erhielt sich den ganzen Monat, und zerstörte jedes Blatt. Die Anzahl dieser Raupen auf dem Weizen war unglaublich, und auch in den Gärten lagen sie so hoch, daß wir sie in Haufen zusammenkehren konnten. Am 29sten verließen sie uns.

Den 24. December wurde die Weizen-Ernte beendigt. Der in verschiedenen Perioden ausgesäte Weizen war dennoch fast zu gleicher Zeit reif geworden. Der letzte aber war nicht so ergiebig, als der, welcher früher in die Erde kam. Der, welcher gesteckt wurde, litt sehr durch sengende Winde, und da die Insel zu allen Jahrs-Zeiten solchen Winden ausgesetzt ist, so scheint diese Methode nicht so vortheilhaft zu seyn, als die gewöhnliche mit breitem Wurfe. Die beste Zeit der Weizen-Saat scheint der letzte Theil des Mai bis zur Mitte des Junius. Der im August ge-

säte hatte ebenfalls sehr große und gesunde Körner; war aber weniger ergiebig.

Im Januar 1790 war das Wetter sehr veränderlich mit häufigen starken Windstößen aus Süd-Ost. Am 21. schickte uns der Gouverneur Philipp ein und zwanzig Verbrecher nebst einem Weibe, und zwar ohne alle Lebensmittel, da man zu Port-Jackson selbst bei verringerten Portionen nur noch bis Ende Mai's genug hatte. Die ganze Kolonie bestand nun aus 149 Personen. Am 24. März schiffte ich mich, den Befehlen des Gouverneur Philipp gemäß, am Bord der Supply ein, und segelte nebst 22 auf dem Sirius gewesenen Seeleuten nach Port-Jackson ab. Das Schiff Sirius scheiterte am 19. März.

Da ich die Norfolk-Insel nun gänzlich verlasse, so will ich einige allgemeine Bemerkungen über sie hinzufügen, damit die Leser das Wichtigste im Betreffe dieser Insel mit einem Blicke übersehen können.

Nach verschiedenen Mittags-Höhen der Sonne, und nach vielen Mondsbeobachtungen liegt Sydney-Bay in 29° 4′ 40″ südl. Br. und 168° 12′ östl. L. von Greenwich. Die Gestalt der Insel ist ein längliches Viereck, und sie enthält in einer Länge von sechs, und in einer Breite von vier engl. Meilen, ungefähr 14,000 Morgen Landes.

Der Boden ist sehr hügelich, einige Thäler sind in Rücksicht der Größe der Insel ziemlich breit, die meisten aber nur tiefe Höhlungen, durch die steilen

Hügel zu beiden Seiten gebildet. Die Gipfel dieser Hügel enthalten einige ausgebreitete Ebenen. Der Pittsberg, der einzige merkwürdige Hügel auf der Insel, ist ungefähr 200 Klafter hoch. Die Klippen ringsum die Insel, etwa von einer Höhe vor 40 Klaftern, sind völlig senkrecht. Ihr Grundstoff, welchen die meisten Felsen und Riffe um die Insel mit ihnen gemein haben, besteht aus einer harten, festen, sehr fein gemischten Thonerde. Die ganze Insel ist mit einem sehr dicken Walde bedeckt, und so mit Unterholz besetzt, daß man erst dieses wegräumen muß, ehe man durchkommen kann.

Treffliches Wasser findet sich in reichlicher Menge. Auf einem Hügel, in der Mitte der Insel, zwischen Cascade- und Sydney-Bay, ist ein Teich frischen Wassers, von dem Umfange eines halben Morgen Landes. Kein Bach fließt in seiner Nachbarschaft; auch bemerkt man keine Quelle, und doch ist er zur Zeit der größten Dürre immer voll. In allen Bächen findet man schöne Aale in großer Menge.

Von dem Abhange der Klippen, welche die Küsten umgeben, bis zu dem Gipfel des Pitts-Berges ist vortreffliches Erdreich, welches aus fettem braunen Boden in leichte röthliche Erde übergeht. In verschiedenen Gegenden der Insel findet man einige große Steine.

Die Luft ist sehr gesund. — Nur fünf Baumarten auf der Insel können zum Zimmerholze gerechnet wer-

den; nämlich: die Tanne; ein der Eiche ähnliches Holz; ein gelbes; ein hartes schwarzes Holz und ein, der englischen Buche gleichendes Holz. Der Terpentin, welcher von selbst aus der Rinde der Tanne schwitzt, ist eine milchweiße, harzige Feuchtigkeit, die im eigentlichen Holze nicht angetroffen wird. Es gibt außer diesen noch verschiedene kleine Bäume auf der Insel, unter denen wir nur das Farrnkraut und die Kohlpalmen bemerken wollen. Unter dem Unterholze trägt eine Pflanze eine Art Pfeffer. Ihre Blätter sind breit, und haben einen gewürzartigen Geschmack, welcher auf die Zunge fällt. Das Kern-Haus, welches den Samen enthält, schießt zwischen Blatt und Stengel hervor, ist gewöhnlich 2—3 Zoll lang, und enthält viele kleine Körner, welche getrocknet ihren Geschmack verlieren. Wenn sie nur etwas zeitig sind, werden sie von den Papageien aufgefressen. Die neuseeländische Flachspflanze wächst wild, und in großer Menge in vielen Gegenden der Insel. Die Blätter der vollkommen ausgewachsenen Pflanze sind 6—8 Fuß lang; jede hat sieben Blätter. Aus ihrer Mitte treibt ein holziger Stengel hervor, welcher die Blüthen trägt. Sie besaamt sich alle Jahre, und ihre jungen Blätter stoßen die alten ab. Der Versuch, nach europäischer Art Flachs und Hanf aus ihnen zu machen, mißlang. Der Erdwurm ist dem Wachsthume dieser Pflanze sehr hinderlich.

Die Küsten der Insel sind reich an trefflichen Fi-

schen, unter welchen der Schnapp-Fisch 4—8 Pfund wiegt. Der Frühling zeigt sich sehr sichtbar im August; doch wechseln in vielen Gegenden das ganze Jahr die Bäume beständig mit Blüthen und Fruchttragen ab. Der Sommer ist außerordentlich heiß. Vom Februar bis zum August kann man die Regenzeit annehmen, obwohl es nicht beständig regnet. Der Winter (vom April bis Juli) ist überaus angenehm; es friert niemals; nur ist die Luft rauh und kalt, wenn der Süd-Westwind bläst, welcher in diesen Monaten sehr häufig ist. Zu bemerken ist, daß an einigen Tagen des December und Januar es viel kälter, als im Winter war. Der Süd-Ost- und Ost-Wind brennt sehr und trocknet stark aus; denn so lange er anhält, fällt kein Thau.

Die Küsten der Insel sind im Ganzen sehr steil, und, Sydney-Anson-Ball- und Cascadebay ausgenommen, unzugänglich, weil ihre schroffen Klippen sich senkrecht aus dem Meere erheben. Dicht am Ufer bricht gegen eine Menge großer zerstreuter Felsen die Brandung sich immer gewaltsam.

An der auf der Südseite der Insel gelegenen Sydney-Bay ward die Kolonie gegründet. Port Hunter und Port North, welche 7/4 engl. Meilen nord-östlich und süd-westlich von einander liegen, bilden diese Bucht. Ein Thon- und Korallen-Riff lauft etwa 3/4 Meilen weit in gleicher Richtung, und etwa 460 Fuß vom Ufer entfernt aus dem Port-Hunter,

und endigt sich gerade vor der Niederlassung in einer Spitze, jenseits welcher der Landungsplatz ist.

Ansons-Bay ist eine schmale Bucht mit einem sandigen Strande; die Ball-Bay, etwa 3/4 Meil. groß, hat einen, aus großen locker liegenden Steinen bestehenden, Strand; daher es für Bote gefährlich ist, hier zu landen. Cascade-Bay ist wegen seiner Lage der beste Landungs-Platz im Winter, nur ist der Grund verschlämmt.

Das Zucker-Rohr wächst sehr üppig, Weinstöcke, Pomeranzen- und Zitronenbäume kommen sehr gut fort, und die Kartoffeln vermehren sich in außerordentlicher Menge. Ich sah 120 Kartoffel an einer Wurzel, von denen 80 größer als ein Hühnerey waren. Jedes Garten-Gewächs, wenn es nicht der Erdwurm verdirbt, gedeiht trefflich. Die Blüthe der Indigo-Pflanze vernichten die Ameisen. Am Mittage des 24. März ging die Supply unter Segel, und landete zu Port-Jackson am 4. April.

II. Als ich Port-Jackson im Februar 1788 verließ, war das Land um Sydney-Cove mit dichter Waldung bedeckt. Bei meiner jetzigen Ankunft fand ich dieselbe beträchtlich ausgehauen, und einige gute Gebäude aufgeführt. Der Boden ist hier nicht gut, aber eine Stunde über Sydney-Cove hinaus an einigen Stellen besser. Auch findet man daselbst Ziegelöfen und eine Töpferei.

Während meines Aufenthaltes zu Port-Jackson befanden sich daselbst drei Landes-Eingeborne. Es waren ein Mann von beiläufig 28, ein Mädchen von 13 und ein Knabe von 9 Jahren. Ersterer ist stark, wohlgebaut, etwa 5 Fuß 6 Zoll hoch, und von dunkel schwarzer Farbe. Seine Züge sind stark; sein Haar, dem Asiatischen gleichend, ist sehr kraus und stark, und seine Nase platt. Er verräth viel Gutmüthigkeit, und ahmt die Gebehrden und Verrichtungen der Leute des Gouverneur mit Leichtigkeit nach. Er sitzt mit dem Gouverneur zu Tische, nennt ihn Biangae, (Vater,) sich selbst Durno, (Sohn,) und den Oberrichter Baebonna (Bruder). Den Wein liebt er sehr, flieht aber den Geruch gebrannter Wasser, und ist beständiger Begleiter des Gouverneur. Seine Kleidung besteht in einem Wamms aus grobem Wollentuche, und in einem Paar Schiffer-Beinkleider. Vor seiner Gefangennehmung schien er eine Frau gehabt zu haben, über deren Tod er zuweilen zu trauern scheint. Auf Verlangen singt er, aber gewöhnlich Lieder im Klagtone, und gibt mit den Armen den Takt. Bei dem Tanze bewegt er sich anfangs langsam, bis er endlich in eine heftige Stellung verfällt, die Arme schüttelt, gewaltsam auf die Erde stößt, als sey er wahnsinnig. Wahrscheinlich ist dieß eine Art von Herausforderung; denn alle Eingebornen, welche wir auf Port-Jackson erblickten, tanzten immer so, gegen uns rufend: Woru, Woru! (Weg mit euch!).

Der Knabe und das Mädchen ließen sich leicht regieren; nur ward letztere zuweilen unwillig, und konnte nicht viel Widerspruch ertragen.

Soviel wir bemerken konnten, unterscheiden die Wilden nur vier Farben: roth, weiß, schwarz und grün.

Der Mann erzählte auch vieles von den Kameragals, welche im innern Theile des Landes wohnen, und große Krieger seyn sollen. Er zeigte auch verschiedene Narben von Wunden, welche er von ihrem Oberhaupte erhalten haben wollte. Auch sprach er von Erscheinungen (Mani), und sagte, daß sie ein großes Geräusch erhöben, und jedem an die Kehle griffen. Er deutete gegen den Himmel, und belehrte uns, daß diese Erscheinungen Bart und Haare versengten. Um uns das Schmerzhafte davon begreiflich zu machen, rieb er nach jeder Erwähnung des Brandes das Gesicht.

Die Eingebornen legen die Todten zuerst in das Feuer, dann der Länge nach in ein rein gegrabenes, und mit Gras und Farrnkraut belegtes Grab. Die Leiche wird mit Gras bedeckt, und dann mit Erde überworfen. Spuren irgend einer Religion bemerkt man an ihnen nicht; doch ahnen sie ein künftiges Leben, indem sie sagen, die Gebeine der Verstorbenen liegen im Grabe, und ihr Leib ist in den Wolken. Vielleicht konnten sie dieses auch von ihrem Geiste gesagt haben. Sonne, Mond und Sterne nennen sie

Böse. Das wilde Mädchen sah das Schuppen eines Sternes, und bekam heftige Zuckungen, schreiend: es müsse nun die Welt untergehen! —

Drei ganz verschiedenartige vierfüßige Thiere nannte der Mann mit einem Namen. Er konnte nicht über vier zählen, wußte aber dennoch Benennungen für die vier Hauptwinde.

Von der Morgen-Dämmerung bis zum Aufgange der Sonne singen die Eingebornen einen Freuden-Gesang. Feuer verschaffen sie sich dadurch, daß sie die Spitze eines runden Stabes in das Loch eines flachen Holzes stecken, den Stab zwischen beiden Händen drehen, und dabei auf- und abfahren. Der Ermüdete wird von seinen Kameraden abgelöst, welche deßwegen in einem Kreise beisammen sitzen. Wegen der Beschwerlichkeit dieses Verfahrens tragen sie immer ein Stückchen brennendes Holz in der Hand.

Am 5. Mai 1790 entdeckte ich und Lieutnant Ball in 11° 7′ südl. Br. und 162° 34′ östl. L., 5 Meilen von uns, hohes Land. Der nördliche Theil sah einer kleinen mit Bäumen bedeckten Insel gleich, in derer Mitte ein hoher Berg stände; der westliche, niedrig liegende ließ eine Insel-Gruppe vermuthen. Am 6. erkannten wir das nördliche Land für zwei Inseln, und hinter denselben einen größeren Erdstrich. Die größere Insel erhielt die Benennung Sirius-Insel, die westliche Massey's-Insel.

Am 7. Morgens entdeckten wir unter 9° 44′ südl. Br. und 161° 54′ östl. Länge, eine große hohe Insel, welche wir Smiths-Insel nannten. Nach unsern Beobachtungen schien sie 436 Meilen lang und 62 breit zu seyn. Am 19. bemerkten wir einen bisher noch nie gesehenen Seevogel, eine Art Rothgans mit glänzend schwarzem Rücken, Fittige und Kopfe, und mit weißer Brust. Auch entdeckten wir unter 1° 39′ südl. Breite und 150° 31′ östl. Länge, eine Insel, und an deren südlichen Spitze viele Leute, welche in Kanots uns entgegen fuhren; aber sich nur in einer gewissen Weite näherten. Die Kanots bestanden dem Ansehen nach aus großen Bäumen; das größte war 28 Fuß lang. Ihre Form war gut; sie hatten lange Auslagen, um sich vor dem Umschlagen zu decken, und an beiden Enden einen hölzernen Haken, dessen Gebrauch wir nicht errathen konnten. Die Haut der Einwohner war vollkommen glatt und rein; sie selbst waren ganz nackt, kupferfarbig und glichen am Haare den Neu-holländern. Einigen hing der mit Sorgfalt gepflegte Bart bis zum Nabel herab; andere trugen eine Schnur, an welcher eine Koralle oder ein Knochen zu hängen schien, um den Hals. Wir wunderten uns, wenigstens 1000 Einwohner auf einer Insel zu erblikken, deren Umkreis nicht über 3 Meilen betragen kann. Sie ist niedrig, aber ganz mit Bäumen, besonders mit Kokos-Palmen bedeckt. Ein schönes sandiges Ufer lauft rund um die Insel, welche wir Tench's

Insel nannten. Am andern Morgen entdeckten wir eine andere, etwa 70 Meilen große Insel, welche sehr waldig ist, und angebautes Land hat, auf welchem Mais oder Zucker-Rohr zu stehen schien. Am sandigen Ufer lagen Kanots, auch erblickten wir Eingeborne, welche keine Lust zeigten, sich uns zu nähern. Durch die Bäume erblickten wir einige große wohlgebaute Häuser. Die Einwohner sind nackt; ihre Kanots gleichen jenen auf der Tench's Insel. Wir gaben der Insel den Namen: Prinz Wilhelm Heinrichs-Insel; einen hohen Berg in ihrer Mitte unter 1° 32′ südl. Br. und 140° 30′ östl. Länge hießen wir Mount Philipp.

Am 5. Juni erblickten wir die sogenannten Inseln Kercolang und Kerolang. Am 6. kam ein Kanot mit 12 bekleideten Malayen aus Kerkolang auf uns zu, wir bedeuteten ihnen, vom Ufer etwas zu essen zu holen. Sogleich wanden sie sich dahin, und wir ihnen nach. Als wir die Brandung am Ufer entdeckten, winkten wir den Kanots an das Land zu gehen, um Kokos-Nüsse und Plantanen zu holen, deren wir eine sehr große Menge bemerkten. Selbst an das Land zu gehen, weigerten wir uns, und schickten in einem Kanot einen unserer Leute dahin. Bald kam er mit verschiedenen Kanots zurück, welche mit Kokos-Nüssen, Yams, Plantanen, süßen Pataten, Reis, einigem Mehl und andern Lebensmitteln beladen waren, welche wir gegen Aexte und andere Waaren eintauschten.

Bei unserer Abfahrt begleiteten uns viele Kanots eine weite Strecke.

Kercolang liegt im 4° 28′ südl. Br. und im 125° 21′ östl. Länge. Die Insel mag etwa zwischen 80—100 Meilen groß seyn, der Boden scheint viele Hügel und weite Thäler zu haben, und ist ganz mit Gras und Bäumen bedeckt. Diese Malayen trugen keine Dolche. Die Häuser standen auf Pfählen, und schienen gut gebaut und bedeckt zu seyn. Ihre Kanots waren zierlich ausgehöhlte Bäume mit Auslegern von Bambus-Rohren; am Hintertheile ist ein Stück Holz, wie ein Schiff-Schnabel, zum Wogenbrechen bestimmt. Jedes Kanot hat einen Mast, an welchem eine viereckige Matte die Stelle des Segels vertritt. Ihre Angel und Netze gleichen den Europäischen.

Am 6. steuerten wir nach der südlichen Spitze von *Lirog*, erblickten am 12. die Insel *Morotia* und befanden uns am 14. in der Nähe von *Gilolo*. Am 17. entdeckten wir die Insel *Ternate*, welche sich zu einem keilförmigen Berge erhebt; sie liegt 00° 50′ nördl. Br. und 127° 4′ östl. Länge. Zwei Meilen N. N. W. von dort liegt die sogenannte Insel *Heri*. Beide sind malerisch schön, trefflich angebaut, und allem Ansehen nach sehr bevölkert. Außerdem sahen wir die Inseln *Tidere* und *Makiau*, gleichfalls hoch, gebirgig, und gut angebaut. Noch gibt es eine Menge gut angebauter kleiner Inseln, eine Gruppe

bildend, zwischen welchen eine Menge Bote, zum Theil mit Europäern umherschifften.

Am 19. sahen wir Manere oder Batachina, am 20. Pulo Oubi und Stemo Sulla. Bisher hatten uns die Strömungen gegen West getrieben, am 21. jagten sie uns Ost-Süd-Ost. Denn die Straße von Neu-Guinea und Aigeu lag in Süd-Ost offen vor uns; und wahrscheinlich hat das Wasser zwischen Celebes und Gilolo seinen Einfluß, zwischen Gilolo, Neu-Guinea und Aigeu seinen Ausfluß. Diesen nannten wir Pitts-Durchgang. Hier waren Wallfische in großer Menge, welche unserm Schiffe sehr nahe kamen. Am 22. sahen wir Burro und Sulla Besse. Die hohe Insel Burro erblickt man in einer Entfernung von zwanzig Meilen; ihre östliche Spitze liegt in 3° 7′ südl. Br. und 126° 38′ östl. Länge. Am 26. steuerten wir zwischen den waldigen und gut angebauten St. Matthäus und Tonchäilly-Inseln weg. Die Eingebornen, von welchen wir einige Kokos-Nüsse erhielten, nannten zwei der letzteren Combado und Toucamboso. Am 28. erblickten wir die Insel Salayer; welche sehr bevölkert und gut angebaut zu seyn scheint, indem wir gute Häuser und sogar Verzäunungen entdeckten. Am 29. sahen wir neben Celebes hohes Land; am 30. die Tonny's-Inseln oder Sarras, und die große Solombo; am 1. Juli die Insel Lübeck; am 3. die Inseln Cari-

man Java; am 5. Pulo Pakit; am 6. gingen wir auf der Rhede von Batavia vor Anker.

Die Supply begrüßte die Festung mit 9 Schüssen, und bekam eben soviel zurück. Als Lieutnant Ball und ich am 8. an das Land gingen, führte uns der Schebander zum General. Ohne diesen darf kein Fremder hier das kleinste Geschäft verrichten; er allein bestimmt, was aus- und eingeführt werden darf. Jedes Boot, welches an die Rhede kommt, muß ihm eine Abgabe bezahlen. Er ist auch Oberaufseher der chinesischen Zoll-Einnehmer. Als wir uns mit dem Generale auf der Kanzlei besprachen, ward uns kein Stuhl angeboten, weil sonst keiner da war, als derjenige, dessen der General selbst sich bediente.

Lieutnant Ball kaufte Bedürfnisse für Neu-Südwallis, welche sehr wohlfeil waren.

Batavia und ihr Gebiet mit einem Umfange von 8 engl. Meilen liegt 1/2 Meile vom Ufer der See, und ist durch einen Kanal mit demselben verbunden. Die Stadt liegt auf einer Ebene, welche sich vierzig Meilen weit bis zu den nächsten Bergen erstreckt. Zwei große Flüsse theilen sie in viele Kanäle, und diese durchlaufen alle Straßen. Die, große Böte tragenden, Kanäle sind mit Bäumen besetzt, welche fächerartig zugeschnitten werden. Die Straßen alle nach geraden Winkeln gezogen, sind im Ganzen breit und gut gepflastert. Allein eine doppelte Reihe von Bäumen auf denselben vermindert den Durchzug der

Luft, und vermehrt die natürliche Ungesundheit der Stadt. Alle Häuser sind gut, einige prächtig gebaut, und reinlich wie ihre Bewohner.

Ein Europäer muß Wagen und Pferde haben; wer weniger ist, als er, muß ihm Ehrfurcht bezeigen. Wer es nicht thut, wird bestraft. Ebenso wird auch der bestraft, welcher wagt Sammet zu tragen, wenn er kein Mitglied des hohen Rathes ist. Die Stadt kann keinen sonderlichen Widerstand leisten. Ihre Festungswerke sind unregelmäßig und zu weit ausgedehnt; ihre bemalten Mauern nicht hoch. Ein tiefer Kanal umgibt sie; ihre beste Schutzwehre aber ist ihre außerordentliche Ungesundheit. Die Citadelle liegt rechter Hand, und ist mit Kanonen und Kriegs-Bedürfnissen reichlich versehen.

In den Vorstädten wohnen Chinesen und Portugiesen; erstere haben viele, aber niedrige und schmutzige Häuser. Die Chinesen, im Jahre 1788 zu 200,000 an der Zahl, erhalten diese wichtige Pflanzstadt, treiben alle Geschäfte, und werden dabei reich, müssen aber von den Holländern vieles sich gefallen lassen. Sie haben ihre eigene Obrigkeit aus ihren Landsleuten, welche vom Gouverneur und dem Rathe ernannt werden. Sie allein empfinden nichts von der Ungesundheit des Ortes; zu welchem Glücke ihre Mäßigkeit viel beitragen mag.

In Batavia wohnt der General-Stattbalter

über alle holländ. Besitzungen in Ostindien, und mit ihm 12 Räthe, edle Herren genannt.

2,470,000 Pfund Zinn kommen jährlich von Palambam oder Sumatra in die Magazine der Gesellschaft nach Onrust, und werden von dort nach China versandt. 2,600,000 Pfd. Pfeffer gehen jährlich nach Europa.

Die kleine Insel Onrust, etwa 1/4 Meile im Umfange habend, liegt 2 1/2 Meile von Batavia. Hier werden in einer vortrefflichen Werfte die Schiffe der Gesellschaft ausgebessert. Es gibt auch hier eine Art von Citadelle, derer Geschütz aus Mangel einer Besatzung zur Kriegszeit von Zimmerleuten bedient wird.

Onrust soll gesunder als Batavia seyn, obwohl 20 Leute beschäftigt sind, Särge für die Sterbenden zu verfertigen.

Am 4. August segelte ich am Bord des Packetboot, die Schnellkeit, von 140 Tonnen nach Europa. Fünf Tage nach unserer Abfahrt erkrankte die ganze Mannschaft mit Ausnahme von vier. Mehrere starben bald am Faulfieber. Endlich erreichten wir mit Hülfe vortrefflichen Wetters und günstiger Winde Isle de France, und gingen dem nämlichen Tag am Eingange des nördlichen Hafens vor Anker. Der Hafen ist in den Monaten Oktober, November und Dezember besonders unsicher.

Drei Wochen vor unserer Ankunft ward hier die

Revolution eingeführt, bei welcher das Volk sich grossen Ausschweifungen überließ. — Die Stadt Port Louis ist groß, und nimmt vielen Raum ein; doch sind die Häuser größten Theils elend. Große Magazine und alles, was zur Ausrüstung einer Flotte gehört, gibt es hier. Die Anzahl der weißen Einwohner, das Militär nicht mit gerechnet, beläuft sich etwa auf 8000, jene der Schwarzen auf 12,000.

Das Haupterzeugniß der Insel ist Indigo, welcher jährlich 4—5 Aerndten gibt. Das Erdreich ist hier etwas besser, als zu Port-Jackson. Drei Meilen vom Hafen liegt der königliche Garten, welcher sehr sorgfältig unterhalten wird.

Von 26 Matrosen, welche aus Batavia kamen, hatten wir nur vier an Bord, indem die übrigen entweder gestorben waren, oder ohne Hoffnung im Spitale lagen. Bis zu unsrer Ankunft auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung am 19. Oktober fiel nichts wichtiges vor. Am 20. segelten wir von dort nach Europa, kamen am 2. November St. Helena und am 7. die Himmelfahrts-Insel vorbei, und gingen hierauf durch die Mittagslinie in 20° 18′ westl. Länge von London. Nach zwei Monaten einer glücklichen Fahrt stieg ich am 20. Decbr. 1790 in England an das Land, nachdem ich drei Jahre und sieben Monate auf Reisen zugebracht hatte.

Reisen und Entdeckungen im nördlichen und mittleren Afrika in den Jahren 1822 bis 1824 von Denham, Clapperton und Oudney. Aus dem Englischen übersetzt, und im Auszuge mitgetheilt *).

Die Fahrt zur großen Reise geschah aus Malta. Die drei schon bekannten Reisenden, Major Denham,

---

*) Das englische Original führt den Titel: Narrative of travels and discoveries in Northern and Central Africa, in the yars 1822, 1823 and 1824, by Mayor Denham, Captain Clapperton, and the late Dr. Oudney extending across the Great Desert to the tenth degree of northern Latitude, and from kouka in Bornou, Sackatoo, the Capital of the Fellatah Empire. With an appendix, published by authority of the Right honourable Earl M. Dixon Denham and Capt. Hugh Clapperton, the survivors of the expedition. Es erschien zu London in 4to 1826. — II. Auflage 1827 in 2 Bdn. 8.

Capitain Clapperton und Dr. Oudney begleitete William Hillmann, ein Schiffszimmermann, der ihnen seines Gewerbes halber von großem Nutzen schien. Unsere erste Landung geschah in Tripoli. Tripoli ist schon so oft beschrieben, daß ich es für unnöthig halte, eine nähere Beschreibung zu liefern, Tully's Briefe geben davon ein lebenvolles Bild. Nur so viel sey bemerkt, daß wir an dem Tage unserer Ankunft dem Pascha unsere Aufwartung machten. Nachdem wir durch den Hofplatz gegangen waren, den Wachen anfüllten, und durch mehrere Gänge und Vorzimmer wo einige Haufen Araber Karten spielten oder würfelten, führte man uns in das Audienz-Zimmer, wo der Pascha mit gekreuzten Beinen auf einem Teppich, zwischen seinen beiden Söhnen sitzend, von bewaffneten Negern umgeben, uns freundlich empfing, und Scherbet und Kaffee bringen ließ, sich auf das Zuvorkommendste über unsere Reise ins Innere von Afrika äußerte, und sie auf alle Art zu unterstützen versprach. Zugleich lud er uns ein, an einer Falkenbeize Theil zu nehmen. Nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen brachen wir auf, und kamen nach einem Marsche von 14 Tagen durch ein kleines Thal und eine Pflanzung von Dattelbäumen. Von hier aus hatten wir schon die Ansicht von Sockna, welches auf dem halben Weg zwischen Tripoli und Mourzuk liegt. Auf der Ebene, worin es liegt, kamen uns der Gouverneur

und die vornehmsten Einwohner, nebst einigen hundert Andern, entgegen: sie drängten sich um unsere Pferde, küßten uns die Hände, und begrüßten uns mit großer Freundlichkeit. Sockna hat über 3000 Einwohner; die Stadt ist ummauert, hat über eine Meile im Umfang, acht Thore, und war so reinlich, daß es uns überraschte. Die Frauen sind hübsch und sollen sich durch ihre Neigung zu Liebeshändeln auszeichnen. Die Weiber in Sockna kleiden sich, wie die in Tripoli, sie tragen nämlich weit gestreifte Gewänder von Seide oder Leinwand, große silberne Ringe in den Ohren, an den Armen und Füßen; bei den unteren Klassen sind diese von Glas oder Horn. Der Weg von Sockna nach Mourzuk und von da nach Bornu ist gleich beschwerlich und unfreundlich; denn er führt durch furchtbare Wüsten. Um öftere Wiederholungen zu vermeiden, ziehen wir es vor, unseren Lesern eine kurze Schilderung im Allgemeinen zu geben. Die Wüste besteht aus düsteren, drohenden, nackten Felsen, oder endlosen Ebenen, die an einigen Stellen mit Felsbrocken und Steinen bedeckt sind, an anderen, in ungeheuere wagrechte Sandstrecken sich ausdehnen, oder sich in gewaltigen Sandbergen erheben, die ihre Gestalt und Lage nach der größern oder geringeren Heftigkeit und Richtung des Windes ändern. Aber selbst mitten in dieser traurigen Einöde trifft man bisweilen Städte, Dörfer, wandernde Stämme und Caravannen, welche die Stille dieses

unglücklichen Gürtels, der sich quer durch Nordafrika hinzuziehen scheint, unterbrechen, dem an manchen Stellen jedes lebende Wesen, selbst Insekten fehlen. Die Rastplätze jedoch bei den Brunnen, und die Wadeys oder Thäler, gewähren den Reisenden eine unversiegliche Quelle von Unterhaltung, wenn er die Sitten und Gebräuche der wandernden Stämme beachtet, und auf ihre Unterhaltung horcht; und bei ihrem Gesang und Tanz, beim Anhören ihrer Erzählungen, bei ihrem Zanken und Schreien und Streiten, vergißt er auf eine Zeit lang die Langeweile und Beschwerde der Tagereise. Eine Tagreise von Mourzuk liegt ein Dorf, mitten unter Palmen, und wir freuten uns, das Ziel unserer Reise vor uns zu sehen. Nahe bei Mourzuk steht ein Brunnen, wo wir unsere Kameele erwarteten, um stattlich in die Stadt einzuziehen. Allein wir hätten uns die Mühe sparen können, weil keiner uns entgegenkam, als einige nackte Jungen und einige Tibbos, Tuariks und Fezzaner, die uns verwundert ansahen. Wir beschloßen, auf eine, unseren Erwartungen so wenig entsprechende Weise nicht in die Stadt einzuziehen, und indem wir auf eine kleine Anhöhe zurückgingen, erwarteten wir einen Chaoush, den wir abgeschickt hatten, unsere Ankunft zu melden. Nach einer halben Stunde erschien der Scheik el Blad, der Gouverneur der Stadt, und ersuchte uns in des Sultans Namen, ihn nach dem für uns in Stand gesetzten Hause zu begleiten;

und zu unserem größten Erstaunen fügte er hinzu: „der englische Consul ist schon da.“ Wir fanden, daß einer meiner Leute, ein häßlicher Jude, auf einem weißen Maulthiere vorausgeeilt, und mit Artigkeit empfangen war, was er auch stillschweigend annahm. Wir lachten nachher oft über die Müselmänner, die gegen einen Juden so höflich gewesen waren, da sie diese sonst so sehr verachteten. Da wir stets der Sonnenhitze ausgesetzt waren, beschloßen wir, unsere Würde ein wenig hintanzusetzen und in die Stadt zu gehen. Wir zogen ein durch das Hauptthor; die Mauern sind gut gebaut, wenigstens 20 Fuß hoch, und die Thore so weit, daß ein beladenes Kameel durchgehen kann. Man kommt dann durch den Sklavenmarkt, Sfug genannt, eine breite Straße, an beiden Seiten mit Häusern, 300 Ellen lang; sie führt zu einem freien Platze, in dessen Mitte das Kastell steht, von einer Mauer umgeben. Innerhalb derselben sind einige Häuser, ursprünglich für die Mamelucken bestimmt, und das Gefolge des verstorbenen Sultans. In einem derselben waren Anstalten zu unserer Aufnahme gemacht. Bald nachdem die Kameele abgeladen waren, machten wir dem Sultan unsere Aufwartung, er empfing uns freundlich und artig, und gewann uns für sich, doch gab er uns nachher eben nicht Gelegenheit, sehr für ihn eingenommen zu seyn.

Oefter war ein Mann bei uns gewesen, er hieß Boo=Bucker Boo=Kholoom, der uns zu ver=

stehen gab, daß der Sultan uns nach Bornou senden könne, wenn er wollte, und daß ein ihm gemachtes Geschenk dies befördern würde. Boo-Khaloom ward uns, wie er es auch war, als ein ziemlich reicher Kaufmann geschildert, der Einfluß hatte. Er stand im Begriffe nach Tripoli aufzubrechen, mit kostbaren Geschenken für den Pascha. Er hatte 500 Sklaven, die schönsten, die man nur finden konnte, und viele andere Sachen. Im Geheim sagte er uns, daß die Hauptabsicht seiner Reise nach Tripoli sey, die Entfernung des jetzigen Sultans von Fezzan durchzusetzen, und er wünschte, daß wir den Pascha ersuchen möchten, ihn zu unserem Begleiter auf der ferneren Reise zu bestimmen, doch sollten wir uns nicht merken lassen, daß er dies angegeben habe. Er erklärte, daß sogleich 100 Kaufleute sich ihm anschließen würden, die nur auf seine Abreise warteten, und daß eine andere Bedeckung nicht nöthig sey; daß er nur einige Wochen in Tripoli sich aufhalten würde, und daß wir bei seiner Rückkehr gleich abreisen könnten. Boo-Khaloom verließ Mourzuk mit seinen Sklaven und Geschenken, mit ungefähr 30 Kameelen, und dem Scheine nach, in gutem Vernehmen mit dem Sultan. Es war indessen kein Geheimniß, daß Sultan Mustapha alles in Bewegung gesetzt hatte, damit Boo-Khaloom bei seiner Ankunft in Tripoli enthauptet würde, und daß dieser alles aufböte, jenen zu stürzen. Wir unserer Seits hielten es für nöthig,

daß einer nach Tripoli gehe, dem Bascha vorzustellen, uns nicht mit leeren Versprechungen für unser Geld hinzuhalten, und bald hierauf verließ ich Murzuk mit meinem Neger Barka, 3 Kameelen und 2 Arabern, und nach einer langweiligen Reise von 20 Tagen erreichte ich Tripoli, wo mich der Konsul mit gewohnter Freudigkeit aufnahm. Ich bat sogleich um eine Audienz beim Pascha, die mir aber, des Rhamadans wegen, erst den folgenden Abend bewilligt ward. Der Pascha entschuldigte sich, des Sultans von Fezzan Krankheit sey allein die Ursache der Verzögerung; wir drohten, daß ich sogleich nach England abgehen würde, um zu klagen, wie sehr man uns getäuscht habe. Ich segelte mit einem französischen Schiffe nach Marseille, und als der Pascha sah, daß wir Ernst machten, schickte er Depeschen mit drei Schiffen ab, mich zurückzuholen. Das eine traf mich in der Quarantaine zu Marseille, und die Briefe erklärten, daß Boo-Khaloom bestimmt sey, uns mit einer Bedeckung nach Bornou zu bringen. Dies war, was ich verlangte: in 7 Tagen landete ich wieder in der Berberei, Boo-Khaloom mit einem Theile der Bedeckung stand schon am Rande der Wüste; wir durchzogen aufs Neue den Paß von Melghea, in den Tarhona-Bergen, und kamen ohne Unfall wieder nach Sockna. Während unseres Aufenthaltes daselbst war die Hochzeit des Sohnes eines der reichsten Einwohner gefeiert, ganz nach arabischer Weise.

Am Morgen des Hochzeitstages ertönt die Musik der Stadt oder des Stammes, aus einer Sackpfeife und 2 Trommeln bestehend, sie begrüßt die Braut, dann den Bräutigam, der gewöhnlich schön gekleidet durch die Straßen geht, und Jung und Alt ziehen hinten drein. Die Frauen versammeln sich indeß in dem Hause der Braut, aufs schönste geputzt, und setzen sich an die Maueröffnungen, die statt der Fenster dienen, und in den Hof gehen. Wenn sie Platz genommen haben, die Braut auch vor einem Fenster, ganz mit ihrem Barracan verhüllt, so werden die Kleider der Braut, seidene Hemden, Shwals, seidene Beinkleider und feine Barracans, um ihren Reichthum zu zeigen, von der Spitze des Hauses ausgehängt, so daß sie fast die Erde berühren. Die jungen arabischen Häuptlinge dürfen dann ihre Aufwartung machen: sie erscheinen mit ihrer Musik, und eine oder zwei Tänzerinnen schreiten in aller Form voraus, mit langsamen Schritten, bis in die Mitte des Hofes. Die Frauen begrüßen die Besuchenden mit dem Rufe Loo! Loo! Loo! sie erwiedern es, indem sie, die Hand auf die Brust legend, im Kreise herumgeführt werden. Sie haben volle Zeit die Schönen umher zu betrachten, und wenige sind so grausam, den Schleier nicht zu lüften. Solch einen Kreis von schönen schwarzen Augen, großen Ohrringen und weißen Zähnen, sieht man gewiß selten in einem andern Lande. Nachdem sie den Umgang gemacht haben, überreichen sie

das Geschenk, die erste Tänzerin zeigt es; und je nachdem es mehr oder weniger kostbar ist, wird der Geber von den Zuschauerinnen bewillkommt. Ehe sie abziehen, feuern alle die zum Besuch kamen, ihre Pistolen ab, und die Frauen begrüßen sie wieder mit Loo! Loo! Loo! Wenn diese Ceremonie etwas vor Sonnenuntergang geendet ist, schickt sich die Braut an, das väterliche Haus zu verlassen: ein Kameel wird ihr geschickt mit einer Art von Flechtwerk auf seinem Rücken. Das Ganze ist mit hellen Shwals aus Sudan, Cairo und Timbuctu bedeckt; sie setzt sich so hinein, daß sie alles sehen kann, was vorgeht, ohne gesehen zu werden. Man führt sie dann zur Stadt hinaus, wo alle Reiter und Fußgänger bewaffnet, versammelt sind. Sie fingen zu zwei und zwei, und vier mit vieren an zu fechten, ritten in Abtheilungen auf einander los, und feuerten dicht bei dem Kameel der Braut. So machte man dreimal die Runde um die Stadt, zur Abwechslung näherte sich der Bräutigam bisweilen dem Kameel, das von den Negerinnen umgeben war, die ihn wieder wegtrieben, zur großen Freude der Nahestehenden, mit dem Geschrei Burra! Burra! (fort! fort!) und mazal, shonia! (noch ein wenig!) Zuletzt führt man sie nach dem Hause des Bräutigams, dort muß sie sich überrascht stellen und sich weigern abzusteigen, die Weiber kreischen, die Männer schreien, sie wird endlich dazu vermocht, hineinzugehen. Dann steckt ihr der Bräutigam ein Stück

Zucker in den Mund, sie erwiedert dies, und nun werden sie als Mann und Frau erklärt.

Von Sockna nahmen wir über den Gibel Assoud oder die schwarzen Berge unseren Weg, und gelangten nach einer mühseligen, fast einen Monat dauernden Reise, nach Mourzuk. Mit aller Pracht, die wir nur aufbieten konnten, zogen wir in die Stadt ein. Die halbe Stadt strömte uns entgegen, die Menge jauchzte und die Weiber tanzten voraus. Da die Gegend hier äußerst ungesund ist, und jeder von uns, in höherem oder geringerem Grade unwohl ward, so suchten wir, bald wieder aufzubrechen. Obgleich Boo-Khaloom alles aufbot, unsere Abreise zu beschleunigen, so verzögerte sie sich doch mehrere Wochen.

Unsere ganze Karavanne bestand aus folgenden Personen: Ich hatte bei meinem letzten Aufenthalt in Tripoli einen Mann aus der Insel St. Vinzent in Diensten genommen, er hieß Adolph Sympkins, da er aber seine Heimath heimlich verlassen, und in einem Kauffahrtheischiffe die halbe Welt durchreist hatte, so hatte man ihm den Namen Columbus gegeben; er war 3 Jahre im Dienste des Pascha gewesen, sprach drei europäische Sprachen und ganz geläufig das Arabische. Er war uns von großem Nutzen und so treu, daß er aufs Neue als Begleiter des Hr. Klapperton mitgeschickt ist. Außerdem hatten wir in Tripoli drei freie Neger in unsere Dienste genommen: dann war Jakob, ein Jude aus Gibral-

tar, bei uns, und 4 Leute, die Kameele zu besorgen hatten, so daß mit Hillmann unsere Gesellschaft aus 13 Personen bestand. Außerdem hatten sich uns einige Kaufleute aus Masurata, Tripoli, Sockna und Mourzuk angeschlossen, die froh diese Gelegenheit benutzten, mit ihren Waaren ins Innere von Afrika zu reisen. Die Araber im Dienste des Pascha von Tripoli, die uns zur Bedeckung auf dem Wege nach Bornou dienen sollten, und von deren gutem Betragen der Erfolg des Unternehmens vorzüglich abhing, waren nun fast alle beisammen und man hatte sie aus den gehorsamsten Stämmen gewählt; je mehr wir sie kennen lernten, desto mehr gewannen sie sich für uns, denn sie waren nicht bloß ein nothwendiger Schutz für uns; da wir den Europäern, die uns folgen möchten, den Weg bahnten, sondern sie dienten uns auch zur Erheiterung in der traurigen Wüste, durch ihren Witz und Scharfsinn, wie durch ihre Lieder, die sie entweder aus dem Stegreif sangen, oder die ihnen ihr Gedächtniß darbot. Einige waren ausgezeichnete Redner in Versen, wie sie in ihrer Sprache sich ausdrückten, besonders Einer aus dem Stamme Boo-Saiff Marabootens, der eine ganze Stunde singen konnte, indem er die Begebenheiten der letzten 14 Tage zählte, so daß er auch nicht den geringsten Umstand überging, selbst der Name eines jeden Brunnens ward erwähnt, die Farbe und der Geschmack des Wassers, und das alles mit

überraschender Schnelligkeit und Laune, und selbst als Dichtung war sein Gesang nicht schlecht. Mehrere von den alten Liedern waren sehr schön.

Hier glaube ich ist auch die schicklichste Gelegenheit, die Nationalzüge der Araber kurz zu entwerfen. Die Araber sind meistentheils sehr magere Gestalten, doch haben sie ausdrucksvolle, oft schöne Züge, große Heftigkeit in ihren Bewegungen und gewaltige Muskelthätigkeit. Reizbar und stolz, sind sie den Stadtbewohnern nicht gleich: da sie stets lärmen und schreien, scheint ihre gewöhnliche Unterhaltung ein beständiger Zank und Streit, auf der anderen Seite sind sie brav, beredt, und haben ein tiefes Ehrgefühl. Die Liebe der Araber für die durch Sagen überlieferten Großthaten ihrer Vorfahren ist sprüchwörtlich: jeder Vornehme hat einen Geschichtserzähler in seinem Gefolge; seine Freunde versammeln sich vor seinem Zelte, oder auf seinem platten Dache und horchen dort, Nacht für Nacht, einer Geschichte, wenn sie auch 60 ja 100 Nächte fortgesetzt wird. Es ist ein großes Talent, und eine besondere Gabe, die bei ihnen sehr geschätzt ist. Sie haben eine Schnelligkeit und Klarheit der Darstellung, und die Worte stehen ihnen so zu Gebote, daß ein Europäer sich überrascht fühlt; ihre Schilderungen sind ganz poetisch, ihre Erzählungen voll Figuren und Metaphern; ihre Lieder aus dem Stegreif sind voll Feuer, und man bewundert die schönen und glücklichen Gleichnisse. Manche Stämme sind berühmt,

wegen ihrer Fertigkeit, unvorbereitet zu sprechen und
zu singen; die Häuptlinge bilden diese Anlage bei ihren
Kindern aus, und oft findet man dieses Talent in ho-
hem Grade bei Leuten, die nicht lesen noch schreiben
können. Arabische Gesänge gehen zu Herzen und erre-
gen die Leidenschaften; ich habe einen Kreis von Ara-
bern gesehen, die in einem Augenblicke laut auflach-
ten und gleich darauf in Thränen zerfloßen, und voll
Trauer und Mitgefühl mit den Händen klatschten.
Manche von diesen Kindern der Wüste besitzen Klug-
heit und Gefühl, wie man es bei keinem Wilden fin-
det, dabei haben sie einen heroischen Muth und ver-
achten jede andere Art ihren Unterhalt zu gewinnen,
als durch das Schwert und die Flinte. Sein höchstes
Lob sucht ein Araber in der Geschicklichkeit die Waffen
zu führen und zu reiten, und in der Gastfreundschaft.
Diese letzte war ihnen immer eigen, und noch jetzt ist
der größte Vorwurf, den man einem arabischen Stam-
me machen kann, „daß ihre Männer nichts geben,
ihre Weiber nichts abschlagen mögen.“ Feigheit wird
bei den Arabern auf's schimpflichste bestraft: ein Fei-
ger wird oft gebunden, und durch alle Wohnungen
des ganzen Stammes herumgeführt, wobei man ihm
Eingeweide eines Ochsen oder andern Thieres um den
Kopf windet; und bei Leuten, die nur reich seyn
wollen, um die Anzahl ihrer Weiber zu vermehren,
ist wohl die größte aller Strafen, daß, wenn sich auch
ein Mädchen fände, die ihn zum Ehemann nehmen

wollte, kein Araber ihn in seine Familie eintreten lassen würde. Die Vaterlandsliebe, die selbst der wildeste Bewohner des unfruchtbarsten Felsens fühlt, kennt der wandernde Araber und der Maure nicht. Er zieht von Weide zu Weide, von einem Distrikt zum andern, ohne Anhänglichkeit für den Ort, und seine einzige Freude ist ein unstätes, unregelmäßiges Leben. Die Araber sind treu in der Freundschaft, halten stets ihr Wort und achten die Verwandtschaft; allgemein gerühmt sind sie wegen ihrer Gabe schnell etwas zu fassen und zu durchschauen, und wegen ihres lebhaften Witzes. Fehler haben sie indeß auch und Laster; sie lieben Krieg und Blutvergießen und sind grausam. Ein ihnen zugefügtes Unrecht vergessen und vergeben sie nie. Durch ihre Räubereien, die sie an Kaufleuten und Reisenden verübt haben, ist ihr Name in Europa berüchtigt. Unter einander aber sind sie ehrlich und gastfrei; haben sie jemand in ihrem Lager aufgenommen, so steht ihm alles offen, und nie wird ihm etwas entwendet. Wem er die Hand gedrückt, den vertheidigt er bis auf das Aeußerste, und hat man Salz und Brod mit ihm gegessen, so ist das Band der Freundschaft unauflöslich.

Nachdem wir einen Monat in Mouzuk verweilt, setzten wir unsere Reise gegen West hin weiter fort. Durch Einöde und über Gebirge wanderten wir mühsame 8 Tage, bis wir die Stadt Germa, die größte in dem Waden erreichten. Hier hörten wir von In-

schriften, welche die Leute nicht lesen konnten. Scheikh Mustapha führte uns zu einem Gebäude, das, wie er sagte, von allen im Lande verschieden wäre; wir fanden, daß es ein Römisches war. Inschriften konnten wir nicht finden, obgleich wir viele Steine beim Ruhen umkehrten; nur wenige Buchstaben und Figuren sahen wir, aber offenbar aus neuerer Zeit. Sie schienen uns mit europäischen Buchstaben Aehnlichkeit zu haben, und wir hielten dafür, daß ein Europäer sie vor nicht sehr langer Zeit eingehauen habe. Wir wußten eigentlich nicht, was wir daraus machen sollten, bis wir die Targen-Schrift auffanden. Das Werk der Römer ist 12 Fuß hoch, nicht breit, aus Sandsteinen, die gut zugehauen und in den benachbarten Hügeln gebrochen sind. Im Innern besteht es aus kleinen, mit Mörtel verbundenen Steinen. Es ist ein Grabmal oder ein Altar, und steht ungefähr 3 Miles von Germa, eine Viertelmeile von den Hügeln. Im West davon sind die Ruinen von Alt-Germa, das größer gewesen zu seyn scheint, als die jetzige Stadt. Von dem alten Scheikh konnten wir nicht erfahren, ob man hier Münzen gefunden habe, oder Ruinen von römischen Gebäuden. Ging hier der Weg der Römer durch, nach dem Inneren von Afrika oder kamen sie hieher der Datteln wegen?! Die Stadt selbst, an deren Mauern und Häusern der Zahn der Zeit genagt hatte, ist mit einem Graben umgeben, der jetzt fast ohne Wasser ist, an den trockenen Stellen

hat sich eine Rinde von Salz angesetzt, die eine Menge Bittererde und schwefelsaure Bittererde enthält. Einige Brunnen, die keine 2 Fuß tief sind, haben herrliches Wasser. Die Dattelbäume stehen nahe bei der Stadt und sind voll von Früchten.

Früh 7 Uhr brachen wir auf, schickten die Pferde zurück und gingen zu Fuß. Wir wollten auf Kameelen reiten, allein sie waren so schlecht beladen, daß wir es nicht wagen konnten. Der Boden war überdies bloßer Sand, und für uns Fußgänger äußerst beschwerlich. Als Führer mietheten wir einen alten Targen. Der Wanderer durch die unwirthlichen Steppen würde verschmachten, wenn nicht hie und da Brunnen und schattige Bäume ihn stärkten und erquickten. Nachdem wir am Fuße einiger hoher Sandberge hingegangen waren, kamen wir an einen steinigten, nicht steilen Paß, der mit losen Steinen von Quarz, gelben Feldspath und Eisenerz bedeckt war. Dort erblickten wir die Stadt Wadey, die an einem ungefähr 30 Fuß hohen Hügel liegt. Man nähert sich ihr von dieser Seite, über Salzebenen durch Felder und Gehölze von Dattelpalmen. Brunnen hat man nicht nöthig, da es hier viele Quellen gibt, deren Wasser sich in Behälter sammelt, und durch Kanäle die Felder tränkt. Die meisten Einwohner kamen zu uns, und unser Besuch schien ihnen angenehm. Der Kadi der beiden benachbarten Bäder war freundlich, und nöthigte uns, einige Tage bei ihnen

zuzubringen. Wir konnten dies nicht, und er schien nur auf seinen Vortheil bei der Bitte bedacht, da er bald um ein Hemd bettelte, oder einen Dollar, sich eines zu kaufen. Kurz vor Sonnenuntergang besahen wir die Stadt. Die Häuser bestehen aus Erde und sind an der Seite des Hügels gebaut, so daß eines auf dem andern zu stehen scheint. Die Straßen sind enge, an einigen Stellen im Felsen ausgearbeitet. Viele Häuser sind ganz verfallen, andere drohen den Einsturz. Der Ort heißt noch immer die Neu-Stadt, obgleich der Anblick dem Namen nicht entspricht. Die alten Bewohner lebten aber in Felsenhöhlen, von denen man noch verschiedene sieht.

Die nächste Stadt, zu der wir reisten, hieß Ghraat. Hier besuchten wir den Sultan. In dem Castell waren in einem Vorzimmer Matten ausgebreitet. Der alte Mann saß, stand aber auf, und hieß uns willkommen. Er entschuldigte sich, weil er noch nicht zu uns gekommen wäre, er sey aber krank und einige Zeit schon habe er das Haus nicht verlassen. Er hatte den Guineawurm, und der Staar bildete sich in seinen Augen. Sein Anzug bestand in einem abgetragenen Rocke und Beinkleidern von ähnlicher Beschaffenheit, und um seinen Kopf hatte er ein altes Stück gelbes Tuch gewickelt, statt eines Turbans. Trotz der Dürftigkeit seiner Kleidung hatte er in seinem Aeußeren etwas Gefälliges und Einnehmendes; und so etwas Ungezwungenes, daß man sich behaglich

bei ihm fühlte. Wir gaben ihm einen Säbel, der ihm sehr gefiel. Nachmittag gingen wir aus, um die Quelle nahe an der Stadt zu sehen, von der wir so viel gehört hatten, und einen Gang um die Stadt zu machen. Das Wasser bildet ein großes Becken, das von Palmen umgeben ist, die Ufer sind mit Binsen bewachsen, nur da nicht, wo die Leute das Wassen schöpfen. Das Wasser ist hell und hat einen guten Geschmack. Hierauf nahmen wir die Stadt in Augenschein, die uns sehr gefiel; die Häuser sind hübsch und reinlich; die Moschee schöner, als jede in Fezzan. Sie liegt am Fuße eines Berges, auf dessen Gipfel die alte Stadt stand; sie soll, wie man uns erzählte, größtentheils durch den Einsturz der einen Seite des Berges, worauf sie stand, zu Grunde gegangen seyn, wobei auch eine große Anzahl von den Einwohnern umkam. Die Stadt ist mit gut unterhaltenen Mauern umgeben, sie bestehen aus Sand und weißem Thon, wodurch sie ein frisches Ansehen erhält. Sie hat nur ein Thor gegen Osten, früher waren mehrere, die nun vermauert sind. Die Häuser sind aus demselben Material gebaut, wie die Mauer, und haben dieselbe Einrichtung und Gestalt, wie Mourzuk und andere muhammedanische Städte. Sie zählt ohngefähr 1000 Einwohner. Der Begräbnißplatz ist außerhalb der Mauer, und in zwei Theile getheilt, von denen der eine für die Erwachsenen, der andere für die Kinder bestimmt ist. Die Frauen sind ohne Scheu und mun-

ter. Einige haben zwar hübsche Züge, doch können nur eine oder zwei schön genannt werden. Die Sprache der Tuariks (denn aus diesen besteht der größte Theil der Einwohner, ist rauh und voll von Kehltönen, aber kräftig und ausdrucksvoll, soweit wir es bei unserer unvollkommenen Kenntniß beurtheilen konnten. Bei dem Mangel an Büchern und der wenigen Sorgfalt die Sprache auszubilden, muß sie sehr mangelhaft bleiben. Die Männer singen selten; man hält es für ein Vergnügen der Frauen. Das Volk hat übrigens einen guten, gesunden Verstand, und sie wissen bessere Auskunft über alles zu geben, was sie gesehen haben, als ich je von maurischen Kaufleuten erhalten habe.

Südlich von Mourzuk liegt Zezow, wo unsere Zelte aufgeschlagen waren. Von Zezow nach Traghan ist ein guter Weg, mit häufigen Inkrustationen von Salz und wir erreichten es nach einigen Stunden. Es ist eine hübsche Stadt mit einer Mauer, und früher die Hauptstadt und Residenz des Sultans, der den östlichen Fezzans beherrschte; man sieht noch die Ruinen seines Schlosses. Ein Marabut, von grosser Heiligkeit ist jetzt die Hauptperson in Traghan, wie sein Vater es vor ihm war. Durch die Gastfreundschaft des Marabut wirklich vollgepfropft, gingen wir nach Marfen, wo einige Hütten und ein Haus stehen. Der Weg dahin läuft über Sand und Salz, und gewährt einen seltsamen Anblick. Sobald wir

aber Marsen hinter uns hatten, kamen wir gleich in eine öde Ebene, und nach einem für Kamele 14 Stunden langen Marsche, erreichten wir Mestoola, ein Maten oder Ruheplatz, wo die Kamele einige Nahrung an der Pflanze Aghul fanden. Außerdem ist kein lebendes Wesen zu sehen, kein Vogel, kein Insekt. Sobald wir die Stadt Tegerhy erblickten, fingen die uns begleitenden Araber zu feuern an, und setzten das vor derselben fort, eine halbe Stunde nach unserer Ankunft. Wir hatten die Absicht hier 2—3 Tage zu rasten, um die noch fehlenden Datteln und andere Lebensmittel anzuschaffen, und nirgends war uns Ruhe nöthiger. In der Nähe der Stadt befindet sich ein kleiner Teich, und an dessen Südseite das Kastell von Tegerhy. Der Eingang ist schmal, niedrig, gewölbt und gleicht einigermaßen einem Pförtchen zu einem Ausfall. In einer zweiten Mauer und dem Thore sind Schießscharten, vermittelst welcher der Eintritt durch den eben erwähnten Eingang sehr erschwert werden könnte. Ueber dem zweiten Thore ist auch eine Oeffnung, wodurch man Geschosse und Feuerbrände, wovon die Araber früher sehr Gebrauch machten, auf die Angreifenden herabwerfen konnte. Brunnen mit ziemlich gutem Wasser sind innerhalb der Mauern, und Tegerhy könnte sich, wenn es Lebensmittel hätte, wohl halten. Allein das einzige Produkt sind Datteln, von vorzüglicher Güte; aber sonst wird gar nichts gezogen, und nicht einmal Zwiebeln

konnten wir erhalten. Tegerhy liegt in einer angenehmen Gegend, es ist von Dattelbäumen umgeben und das Wasser ist trefflich; eine Reihe niedriger Hügel ist gegen Osten. Die Eingebornen sind ganz schwarz, haben aber nicht das Negergesicht. Die Männer sind schlank, haben hohe Backenknochen, eine platte Nase, einen großen Mund, und die Zähne sind fleckig, durch den vielen Taback mit Trona, den sie immer kauen; selbst Schnupftaback, wenn sie ihn erhalten können, stecken sie in den Mund.

Der Weg zur Stadt Alighi, und zwei Meilen weiter nach Tukumani, lief immer an der Bergreihe hin. Die Leute kamen uns entgegen, und wenn sie noch 60 Schritte von den Pferden waren, fielen sie auf ihre Knie, sangen und schlugen eine Art Trommel, was sie immer bei freudiger Gelegenheit thun. Wir gingen von hier fast ganz gegen Südwest, verließen die Berge, und als wir unter einigen Kalabassenbäumen, die hier in Menge sind, ausruhten, hatten wir einen für uns neuen und erfreulichen Anblick, eine Heerde Rinder. Schon die Idee allein, daß wir nun wieder in einem Lande waren, wo es Fleisch und Weideplätze gab, war sehr beruhigend, und der Gedanke, wieder frische Milch, Fleisch und alles in Ueberfluß zu haben, war für uns sehr tröstend. Nach einigen Stunden hielten wir an zu Dirker. Hier ward zu Ehren des Sultans viel Pulver verschwendet, der uns wieder entgegen kam: er hatte seinen neuen

scharlachenen Bournous über ein schmutziges Hemd geworfen, und sein Turban, der wie die Kappe einst weiß gewesen war, glich an Farbe fast seinem Kopf. Als am folgenden Morgen Sr. Majestät mich um etwas Seife baten, konnte ich mir leichter sein Aussehen erklären. Der Sultan bewirthete uns mit Käse und Erdnüssen aus dem Süden; der erstere hatte einen angenehmen Geschmack, war aber so hart, daß wir ihn mit Wasser erweichen mußten, ehe wir ihn essen konnten.

Dirker wird im Osten und Westen von einem Natrumsee begrenzt, der dadurch mag entstanden seyn, daß man die Erde wegholte, um sie zum Bau der Stadt und der Mauern zu gebrauchen. Da Dirker in einem Thale liegt, so ist es häufig Beduinen-Anfällen ausgesetzt, und darum wenig bevölkert. In den Häusern findet man gar nichts, selbst keine Matte, und einige Frauen und alte Männer waren die einzigen Bewohner; die Männer, sagte man uns, waren auf Reisen, um Datteln zu holen. Wir blieben 2 Tage, dann zogen wir das Thal entlang. Die hier und da dicht stehenden Mimosen gewähren angenehmen Schatten. So erreichten wir Bilma, die Hauptstadt der Tiboos und Residenz ihres Sultans, der uns zuvor geeilt war, uns zu empfangen, und eine Meile vor der Stadt uns entgegen kam, mit 50 Bewaffneten und doppelt so vielen Weibern. Jene führten Bogen und Pfeile und Speere. Bei unserer Ankunft schwangen

sie diese in die Luft, und die Weiber tanzten voraus, schrien und sangen auf seltsame Weise. Sie waren von besserem Ansehen, als die in kleineren Städten, einige könnte man schön nennen; die regelmäßigen Zähne, weiß wie Perlen, stachen sehr ab gegen das dunkle Schwarz ihrer Haut: die dreieckigen Flechten ihrer Haare, die auf beiden Seiten ihres Gesichtes herunter hingen, und von Oel triften, die Corallen in der Nase, und die Halsbänder von Bernstein gaben ihnen ein verführerisches Ansehen. Einige von ihnen hatten einen Fächer von weichem Grase, oder Haaren, um die Fliegen abzuwehren, andere einen Zweig, verschiedene trugen Fächer von Straußfedern, mehrere einen Bund Schlüssel. Die Tiboos sind mit dem Schwingen des Speeres äußerst bewandert. Der Arm ist gebogen, die Hand beim Schleudern nicht höher als die rechte Schulter; so wie sie ihn loslassen, geben sie ihm einen Druck mit den Fingern, und er dreht sich um sich selbst in der Luft. Ein alter sechszigjähriger Mann traf einen Baum zweimal, in einer Entfernung von 20 Yards; ein anderer, der jung und kräftig war, warf den Speer 80 Yards weit; trifft er den Boden, so springt er bisweilen fast noch einmal so weit. Die Tiboos sind lebendig und kräftig, reiten kleine, aber sehr schnelle Pferde; sie haben hölzerne Sattel, die klein und leicht sind; sie bestehen aus zwei Stücken, die durch lederne Riemen zusammengehalten werden, so daß kein Holz den Rückgrat des Pferdes

berührt; ausgestopft werden sie mit Kameelhaaren. Der Gurt und die Steigbügelriemen bestehen aus geflochtenem Leder; die Steigbügel selbst sind von Eisen, klein und leicht; man steckt nur vier Zehen hinein, so daß die große Zehe draußen bleibt. Sie steigen äußerst schnell auf das Pferd; sie stoßen nämlich die Lanze in die Erde, stecken zugleich den linken Fuß in den Bügel, und so springen sie in den Sattel. Der Zaum ist aus Leder auf künstliche Art geflochten. Südlich von Bilma sind Sümpfe mit Lachen von stehendem Wasser, welches unsere Pferde kaum trinken konnten. Die Stadt steht in einer Vertiefung und hat eine Erdmauer, die, wie die Häuser, klein und schlecht ist. In der Nähe befinden sich viele Seen, welche reines, crystallisirtes Salz enthalten.

Der Weg von Bilma gegen Süden, den wir machten, geht über Hügel von losem feinen Sande, wo die Kamele fast knietief einsanken. Bei dem Reisen durch diese traurigen Wüsten, wo Hügel, durch das Fortwehen des Sandes verschwinden, und wo die Spur großer Karavanen oft in wenigen Stunden nicht mehr zu sehen ist, muß man äußerst aufmerksam und vorsichtig seyn.

Solch ein Marsch ist furchtbar traurig; so weit man nur sehen kann, erblickt man nichts, als Wogen von Sand. Wenn man den einzelnen Fußgänger bei der Karavanne sieht mit seiner Wasserflasche in der Hand, seinem Sack mit Zumerta auf dem Kopf, wie

er hinter einem solchen Hügel verschwindet, wie er einsam seinen Weg verfolgt, in der Hoffnung einige Schritte zu gewinnen, indem er nicht den Kamelen nachgeht, so zittert man für ihn; — ist man vorbei bei dem Hügel, der ihn verbarg, so strengt man das Auge an, nach dem Flecke wo er verschwand, sich zu überzeugen, daß er nicht schnell in dem verrätherisch überschüttenden Sande begraben ist.

Endlich kamen wir Nachmittags nach Lari. Die Stadt steht auf einer Anhöhe, und wird von Leuten aus Kanem, die Kanemboo heißen, bewohnt. Die Hütten bestehen aus Rohr, das an dem nahe gelegenen See wächst, haben kegelförmige Dächer und sehen wie Heuschober aus. Rund umher läuft eine Verzäunung, ebenfalls von Rohr und labyrinthische Wege führen zu ihnen. In dem Gehege hält man eine Ziege oder zwei Hühner und bisweilen eine Kuh. Die Frauen spinnen meistens Baumwolle, die gut, aber nicht in Menge, neben der Stadt und am See wächst. Das Innere der Hütten ist hübsch, sie sind ganz rund, und Luft und Licht fällt nur durch die Thür herein, die aus einer Matte besteht. Ich ging in eine der größten, obgleich der Besitzer mich nicht einlud, und mir mit Speer und Dolch folgte. In einer Ecke stand das Bett, ein Sofa von Rohr, von sechs Pfeilern getragen, die in den Boden eingetrieben waren; Häute der Thierkatzen und wilden Thiere dienten zum Ueberzug. An den Seiten hin-

gen hölzerne Schalen. Ein starker Schild stand an die Wand gelehnt. Nach einigen Tagen brachen wir auf, um nach Woodie zu gehen. Ohngefähr eine Meile von der Stadt ward ein Sfug (Sklavenmarkt) gehalten; die Weiber aus den benachbarten Dörfern kamen auf Ochsen geritten; statt des Zaumes war diesen ein lederner Riemen durch den Nasenknorpel gezogen. Auf dem Rücken des Ochsen wird ein Fell ausgebreitet, die zu verkaufenden Sachen werden darüber gehängt und die Negerin setzt sich selbst darauf. Sie bringen saure und süße Milch, etwas Honig, Hühner, Fett und Melonen. Die Männer brachten Ochsen, Schafe, Ziegen und Sklaven.

Woodie ist eine Hauptstadt und steht unter einem Scheik. Die Einwohner scheinen alles, was zum Leben nothwendig ist, im Ueberfluß zu haben, und sind das trägste Volk, das uns noch vorgekommen. Die Frauen spinnen etwas Baumwolle, und weben daraus ein Zeug, etwa 6 Zoll breit; die Männer liegen entweder den ganzen Tag müssig in ihren Hütten oder im Schatten von Gebäuden. Sie sind über Mittelgröße und stark gebaut, aber ihre Gesichtszüge sind dumm und plump. Wir zogen gegen Süden durch mehrere hübsche Negerdörfer und nach 11 Miles waren wir an einem bedeutenden Strom, der Yeou hieß; an einigen Stellen betrug seine Breite über 50 Ellen, der Grund war sandig, die Ufer fast senkrecht, und der Strom lief 3 1/2 Miles in einer Stunde.

An dem südlichen Gestade liegt die Stadt gleichen Namens, ein hübscher Ort mit einer Mauer, aber nicht gar groß. Wir setzten unseren Weg gegen Westen fort, und kamen folgenden Tags nach Kouka. So waren wir denn angelangt an unser Ziel, — lernten ein Volk kennen, das ein Europäer nie gesehen, ja kaum davon gehört hatte; — betraten ein Land, das bisher ganz unbekannt, und dessen Lage nicht bestimmt war. Eine Strecke vor Kouka ritt ich etwas voraus, und war nicht wenig erstaunt, als ich eine etwas offenere Stelle erreichte, ein Corps von 1000 Reitern zu erblicken, die in einer Linie aufgestellt waren, so weit ich nur sehen konnte. Ich hielt mein Pferd an und erwartete, im Schatten einer Akazie, meine Gefährten. Sobald unsere Karavanne sich zeigte, setzten sie sich in Marsch, uns zu begrüßen mit dem Zuruf: Barka! Barka! Alla biakkum cha, alla cheraga! (Heil! Heil! Söhne eures Landes, Söhne eures Landes!) Dabei hielten und schwenkten sie sich schnell und genau, schwangen die Speere über ihrem Kopfe und sprengten wieder zurück. Die Neger des Scheiks trugen Panzerhemden aus eisernen Ketten, wodurch sie vom Halse bis zu den Knien geschützt waren, hinten standen sie offen und hingen auf das Pferd herab; einige hatten Helme, oder vielmehr Pickelhauben mit einer Bedeckung für das Kinn, stark genug um einen Speer abzuhalten. Die Köpfe der Pferde waren auch durch Eisenbleche geschützt, oder

durch Platten von Kupfer und Silber, die nur oben die Augen nicht bedeckten. Als wir endlich das Stadtthor erreichten, gestattete man uns hineinzureiten, und wir zogen durch eine breite Straße, die ganz mit Fußsoldaten, die Lanzen trugen, und mit Reitern besetzt war, bis zur Thüre des Scheiks. Hier nöthigten uns die schwarzen Wachen stille zu stehen, da Sperre kreuzweise vor uns gehalten wurden und ein Neger die Hand auf unsere Brust legte. Nachdem wir zuvor gemeldet waren, erhielten wir die Erlaubniß zum Besuche. Wir trafen ihn in einem kleinen Zimmer, er saß auf einem Teppich, hatte eine blaue Sudantobe an und einen Turban. An jeder Seite standen 8 Neger mit Pistolen, und einige Pistolen lagen auch auf dem Teppich. An den Wänden hingen Flinten, Geschenke des Pascha und des Mustapha Achmar, des Sultans von Fezzan, die hier als unschätzbar betrachtet wurden. Sein Aeußeres hatte etwas Einnehmendes; er war ohngefähr 45 Jahre alt, hatte ein ausdrucksvolles Gesicht und ein wohlwollendes Lächeln. — Unsere Hütten waren kleine runde Gebäude von Erde, nicht weit von des Scheiks Wohnung, eine Mauer schloß sie ein. Der innere Raum zerfiel in mehrere Abtheilungen durch Strohmatten; in einigen waren Hütten errichtet für die Kaufleute bei der Kafila. Mittags überbrachten wir dem Scheik die Geschenke unserer Regierung; es war eine Doppelflinte mit allem Zubehör, ein Paar schöne Pistolen in einem Kasten,

zwei Stücke sehr feines Tuch, roth und blau; wir fügten noch Porzellan und Gewürze hinzu. Wir legten alles vor ihn hin, erklärten ihm den Gebrauch der Schlösser, Schraubenzieher u. s. w., womit er sehr zufrieden schien. Die Pulverflasche und die Einrichtung um einen Schuß Pulver von dem übrigen zu sondern, entging seiner Aufmerksamkeit nicht; die anderen Sachen wurden von den Sklaven weggenommen, sobald wir sie ihm vorgelegt hatten. Außer den Geschenken, die wir gelegentlich erhielten, und die in Ochsen, Kameelladungen von Weizen und Reis, ledernen Schläuchen mit Butter, Schüsseln mit Honig bestanden, bekamen wir jeden Morgen und Abend 5—6 hölzerne Schüsseln mit Fleisch, Reis und einem Teige von Gerstenmehl, der schmackhaft, aber sehr fett war; und gleich nach unserer Ankunft eben so viel Schüsseln mit einer süßen Speise, die größtentheils aus geronnener Milch und Honig bestand. Den zweiten Morgen nach unserer Ankunft ward eine Kameelladung von Brassen und einer Art Barben vor unsere Hütte geworfen, und als ob das nicht ausreiche, kam den Abend eine zweite Ladung. In Kouka ward auch Markt gehalten. Wenigstens 15000 Menschen waren versammelt, einige kamen 2—3 Tagreisen weit her. Weizen, Reis, Gassub gab es im Ueberfluß, eben so Tamarinden, Erdnüsse, eine Art Bohnen, Indigo, den man viel zum Färben der Toben (Hemden) gebraucht. Man feuchtet die Blätter

an, stößt sie zu einem Klumpen zusammen, und bringt sie so auf den Markt. Gemüß war selten, Zwiebeln und eine Art Tomatoes war das einzige, was man zum Verkauf ausbot; und eine Art Limonien, die der Scheik uns aus seinem Garten schickte, war die einzige Frucht, die wir in Bornou sahen. Leder brachte man in großer Menge; die Häute einer Schlangenart und Stücke von Crokodillenhaut, die man zur Zierrath an Dolchscheiden gebraucht, wurden uns auch angeboten. Butter, Leban (saure Milch), Honig und hölzerne Schalen aus dem Schudan traf man ebenfalls an. Die Tracht der Frauen war sehr mannigfaltig; am zahlreichsten waren die aus Kanem und Bornou, jene waren so hübsch, als diese häßlich. Die größte Verschiedenheit findet blos in dem Kopfzeug statt; der Unterschied in der dürftigen Bedeckung des übrigen Körpers, hängt von der Wahl einer jeden Frau ab, die das Stück blauer oder weißer Leinwand unter den Armen zubindet, oder es malerischer auf der einen Schulter befestigt, so daß die eine Brust entblößt bleibt. Bei den Kanemboo-Frauen hingen kleine Haarflechten rund um den Kopf, bis auf den Nacken, eine lederne Rolle, oder eine Schnur kleiner kupferner Knöpfe fällt vom Scheitel auf jeder Seite des Gesichts herab, und dies sieht keineswegs übel aus. Bisweilen haben sie eine Schnur mit silbernen Ringen statt des kupfernen Schmuckes, und einen silbernen Schmuck vorn auf der Stirne. Wir verweilten einige

Tage und machten uns dann auf den Weg nach An-
gornou, der größten und volkreichsten Stadt in
Bornou. Sie hat wenigstens 30,000 Einwohner, ist
geräumig und nicht ummauert. Die Hütten sind grös-
ser und bequemer als die in Kouka, einige haben
vier Erdwände und zwei Zimmer. Leinwand ist hier
so wohlfeil, daß die meisten Männer in Angornou
ein Hemd und ein Paar Beinkleider haben. Die
größte Nachfrage geschah nach Bernstein und Koral-
len. Von Angornou aus nahmen wir unsern Weg
gegen Süden an vielen Gärten hin, in denen man
nichts als Zwiebeln zu bauen schien. Vier Miles ging
unser Weg über eine Ebene, die mit Weizen und Guf-
substoppeln bedeckt war, und kurz vor Mittag erreich-
ten wir Yeddin, 21 Miles von Angornou, eine
bedeutende Stadt mit einer Mauer umgeben, wo ein
Kaid residirte. Nach einigem Wortwechsel gab man
uns eine Hütte, dort die heißen Stunden des Tages
hinzubringen. Doch nur wenige Stunden, — so setz-
ten wir unsere Reise weiter fort, kamen über Alla,
Affagay, Delahay nach Mandara. Die ganze
Gegend ist mit angeschwemmtem Boden bedeckt, der
ein dunkles, thoniges Ansehen hat. Spalten, einige
Zoll breit, machen den Weg beschwerlich, in der nas-
sen Jahreszeit das Wasser, das einige Monate hin-
durch den Boden bedeckt. Delow, die erste Stadt
in Mandara, die wir erreichten, früher des Sul-
tans Residenz, mit wenigstens 10,000 Einwohnern,

hat Quellen mit herrlichem, frischem Wasser, in den Thälern stehen Feigenbäume, und andere Bäume mit einer weißen wohlriechenden Blüthe sieht man in Menge. Im Aeußern unterscheiden sich die Leute von Mandara von den Bornouern, und sehr zu ihrem Vortheil. Die Männer sind verständig und lebhaft, haben einen hohen, doch flachen Vorderkopf, große feurige Augen, grobes, krauses Haar, Nasen, die sich dem Adlerartigen nähern, und ihre Züge sind weniger platt, als bei den Leuten in Bornou. Die Frauen sind berühmt wegen ihres guten Ansehens, — Schönheit kann man nicht sagen. Was man an ihrer Gestalt preist, muß ich ihnen auch zugestehen; sie sind ausgezeichnet mit der den Hottentotten eigenen Fülle versehen; ihre Hände und Füße sind klein, und da dies gepriesene Eigenschaften in den Augen eines Türken sind, so werden Sklavinnen aus Mandara immer in hohem Preise stehen. Den Tag vor dem Rhamadan besuchte ich den Scheik, und er bewilligte mir eine Reise nach Altbornou oder Birnie. Zugleich rieth er mir, wenn ich diesen Theil des Landes gesehen hätte, die Ruinen der Stadt Gembarou und den Fluß desselben Namens zu besuchen, der aus dem Süden herströmen soll; ich sollte seinen Lauf verfolgen und den Scheik in Kabshary treffen, wohin er auf einem andern Wege zu reisen im Begriffe stand. — Seinem Rathe folgte ich auch. — Als wir zu der Stelle kamen, wo ehemals die Hauptstadt von

Bornou stand, so überzeugten uns die Ruinen derselben mehr von der Macht der früheren Sultane, als die Erzählungen von ihrer Pracht, die wir gehört hatten. Wir hatten die Trümmer von mehr als dreißig Städten gesehen, die von den Felathas zu gleicher Zeit mit der Hauptstadt zerstört waren, nun standen wir bei der Ruine dieses Herrschersitzes selbst. Alt-Birnie nahm einen Raum von 5—6 Quadratmiles ein, und soll 200,000 Einwohner gehabt haben. Stückweise standen noch die Stadtmauern, aus harten rothen Ziegeln aufgeführt, an manchen Stellen 4 Fuß dick, 16—18 Fuß hoch. Von derselben sahen wir den Fluß Gambarou, fast östlich fließend, ohngeachtet seiner Wendungen um einige Miles entfernt. Nahe am Ufer, gerade in der Tiefe einer flachen Bucht des Flusses, stand vor vierzehn Jahren hier noch die Stadt Gambarou, der Lieblingsaufenthalt der früheren Sultane von Bornou, und die Ruinen zeugen, daß der Ort, nach hiesiger Lebensart, königlich war. Die Mauern einer großen Moschee sieht man noch, ebenso die von der Wohnung des Sultans, mit Thoren nach dem Wasser; eine eigene Moschee scheint zu dieser Wohnung gehört zu haben. Die Gebäude waren alle aus Backstein aufgeführt, und mußten alles übertroffen haben, was wir in Afrika gesehen hatten. Die Lage war schön, und obgleich alles jetzt mit Gebüsch und dichtem Grase bedeckt ist, so waren früher ohne Zweifel die Ufer angebaut; in den Zeiten der alten

Sultane gingen und kamen Boote nach und von Kabsharn. Kouka existirte damals nicht, und Angornou war ein Haufe Hütten. In dem früher von den Mungas eingeäscherten Kabsharn, wo wir den Scheik treffen sollten, sind die Hütten gut, und bei der Menge von langem Grase, das die überschwemmten Gründe neben dem Flusse ihnen liefern, sind sie besser gebaut und wiederstehen dem Regen länger als die in Kouka. Im Innern sind sie durch Matten getheilt, die von den Frauen mit großer Sauberkeit verfertigt werden; die Thür besteht aus einem Holzrahmen, der mit Stroh ausgeflochten ist. Einige von den Wohnungen der Vornehmen haben eine Wand von Matten rings umher, so daß ein Hofplatz da ist; auf diesem steht bisweilen noch eine zweite Hütte für die Frauen oder Sklaven, und für die Kühe oder Ziegen, die sie der Milch wegen halten. Der Scheik war rein und einfach gekleidet; er trug zwei weiße buntgewirkte Toben von Muslin, und einen Bornus von derselben Farbe, ein Cassimir-Shawl bildete den Turban; über seine Schultern hing der Säbel; den, wie er sagte, „der englische Sultan ihm geschickt habe." — Nachdem wir uns länger, als unser Wunsch war, aufgehalten hatten, kehrten wir nach Angornou zurück, blieben aber nicht, sondern zogen zwei Tage lange nicht weit vom See hin, und kamen nach Angala, einem Distrikte, der sonst Bornou unterworfen war. Der Sultan, ein wohlwollender Alter, nahm

uns gütig und gastfreundlich auf, und sobald wir eine Wohnung im Hause des Delatoo (Ministers) erhalten hatten, schickte er uns Schoten mit Milch, Reis, Mehl und Honig; eben so bekamen wir am Abend einen Ueberfluß von Lebensmitteln, und am folgenden Morgen ein schönes, lebendes Schaf. — Miram (eine Prinzessin in der Sprache von Bornou), die geschiedene Frau des Scheik's El Kanemy, wohnte in Angala, und wir bekamen nun die Erlaubniß sie besuchen zu dürfen. Ihr Vater hatte ihr ein schönes Haus gebaut, wo sie beständig lebte. Zu ihrem Haushalt gehörten 60 Personen. Sie war eine schöne, gutgewachsene Negerin, ohngefähr 35 Jahre alt, und hatte viel von dem sanften Betragen, das den Scheik so angenehm machte, angenommen. Sie saß auf einer Erhöhung, die mit einem türkischen Teppich bedeckt war; um sie her waren 20 ihrer Lieblingsclavinnen, alle auf gleiche Weise gekleidet; sie trugen feine, weiße Hemden, die ihnen bis auf die Füße gingen, ihr Nacken, die Nase und die Ohren, waren reich mit Korallen geschmückt. Sie gab mit Anmuth Audienz; vier Eunuchen bewachten den Eingang, und ein Zwerg, ebenfalls ein Neger, der nicht ganz drei Fuß hoch war, bewahrte ihre Schlüssel und saß zu ihren Füßen, mit den Insignien seines Amtes auf den Schultern, reich gekleidet in Sudantoben. Wir verließen Angola den folgenden Tag, zum großen Kummer unseres Wirthes, des Delatoo, der uns gerne noch eine Woche

tractirt hätte, erreichten Showo, an den Ufern des Flusses Shary, dessen Größe uns in Erstaunen setzte (denn er schien vollkommen 1/2 Mile breit), und kamen über Willighi und Affadgi nach Kussery, einer Stadt mit einer dicken Mauer, über welche ein unabhängiger Sultan herrscht. Unglücklicherweise aber war Koussery ein solcher Ort, den man am letzten unter allen zur Ruhe und Erholung wählen sollte; während einiger Stunden des Tages wagen selbst die Eingebornen nicht auszugehen, der Fliegen und Bienen halber. Die Bauart der Häuser, wo buchstäblich eine Zelle in der anderen ist, erregte meine Verwunderung; diese wuchs nicht wenig, als ich hörte, daß sie eben so gebaut wären, um als Zufluchtsort gegen die Anfälle der Insekten zu dienen. Ich blieb jedoch ungläubig, bis einer von unseren Leuten, der unbedachtsam ausgegangen war, als er zurückkehrte, am Kopf und an den Augen so zugerichtet war, daß er drei Tage sich sehr übel befand. Wir beeilten uns daher, sobald als möglich dieser Qual zu entfliehen und machten uns schon den nächsten Morgen auf den Weg nach Loggun.

Um auf der Reise uns sowohl als unsere Thiere gegen die Millionen von Insekten zu schützen, machten wir ungeachtet der drückenden Hitze, Feuer am Eingange unserer Zelte an, und unterhielten dies immer mit Kräutern und nassem Holze. Der dicke, erstikkende Rauch, der davon aufstieg, brachte uns wenig-

stens augenblickliche Erleichterung. Wir ritten zum Fluß hinab, der hier mit großer Schönheit und majestätisch an den hohen Mauern der Hauptstadt Loggun hinfließt; er kommt schnellströmend von Südwest. Wir gingen durch das westliche Thor in die Stadt, das zu der Hauptstraße führte; sie ist breit, an beiden Seiten stehen große Häuser, die auf dieselbe Art gebaut sind; es hat nämlich jedes vorn einen Hofplatz, der mit Mauern umgeben ist, und einen Eingang, den eine starke, mit eisernen Haspen versehene Thüre schließt. Eine Anzahl der Einwohner saß vor den Thüren, uns einziehen zu sehen, ihre Sklaven hatten sie hinter sich.

Die Bewohner von Loggun sind viel hübscher als die Bornuer, und klüger; auch tragen sie sich besser und haben mehr Anstand als irgend eine Negernation, die ich noch gesehen. Sie sind betriebsam und arbeiten fleißig am Webstuhl; fast in jedem Hause ist ein rohes Gestell zum Weben; man liefert gröbere und feinere Arbeit, aber die Breite ist immer dieselbe, nicht 6—7 Zoll breit. In einem Hause sah ich an 5 Stühlen arbeiten, dieß ist das gewöhnliche Geschäft der freien Leute, die Sklavinnen bereiten die Baumwolle und geben ihr eine dunkelblaue Farbe, die in Afrika so sehr geschätzt wird, durch den trefflichen Indigo. Eine andere wichtige Arbeit ist den gefärbten Zeugen den Glanz zu geben; das Gewebe, woraus gewöhnlich, ehe es gefärbt wird, Toben oder weite

Hemden, oder 16—16 Ellen lange Streifen gemacht werden, wird dreimal in die Farbe getaucht, und eben so oft in die Sonne gelegt; dann bringt man die Sachen feucht auf große, dazu flach gehauene Baumstämme, und schlägt sie mit hölzernen Hämmern, indem man sie mit Wasser besprengt und zubereitetes Spießglas, Kohol darauf streut. So bekommt alles einen schimmernden Glanz. Das Gehämmer dauert den ganzen Tag hindurch und gleicht dem geschäftigen Lärm des Kunstfleißes und der Emsigkeit.

Nach einigen Tagen kehrten wir nach Konka zurück, und verließen bald hierauf auch dieses nicht ohne schmerzliches Gefühl, so sehr hatten wir uns an diese Leute gewöhnt. Den Morgen hatte ich mich bei dem Scheikh in seinem Garten beurlaubt, er gab mir einen Brief für den König und ein Verzeichniß von Sachen, die er zu haben wünschte. Er war sehr freundlich und sagte, er habe nur Einen Wunsch, daß ich alle meine Freunde wohl finden, und noch einmal zu ihm zurückkehren möchte. Er gab mir die Hand beim Weggehen, worüber die 6 Eunuchen und Karouash, die allein zugegen waren, unwillkürlich durch einen Ausruf ihr Erstaunen zu erkennen gaben. — Wir reisten vor der Karavanne ab, und kamen über Kalerluwha, wo wir übernachteten, zum Flusse Yeou. Fische aus diesem Strome sind der bedeutendste Handelsartikel der Uferbewohner. Die Art und Weise des Fischfanges kurz zu berühren, dürfte nicht uninteressant seyn. Die

Bornuer verfertigen sehr gute Netze aus Fäden, die von einer perennirenden Pflanze, Kalimboa genannt, gesponnen werden. Die Geräthschaften zur Fischerei sind klug ersonnen, aber sehr einfach; zwei große Kürbisse werden an den beiden äußersten Enden eines langen Bambusrohres befestigt, dann bringt sie der Fischer in den Fluß, setzt sich schrittlings zwischen den Kürbissen, schwimmt den Strom hinab und wirft sein Netz aus; er hat Schwimmer von Rohrstücken und Gewichte bei sich, die aus kleinen ledernen, mit Sand gefüllten Säckchen bestehen. Ehe er sein Netz aufzieht, geht er gegen den Strom, indem er mit Händen und Füßen rudert; so wie er dann das Netz herausbringt, legt er es vor sich hin, und mit einer Art Keule, die er dazu bei sich führt, gibt er jedem Fisch einen Schlag, der ihn betäubt. Hat er seinen Zug gethan, so nimmt er den Fang heraus und wirft ihn in die hohlen Kürbisse, die oben offen sind; sobald diese gefüllt sind, schwimmt er zum Ufer, leert sie aus, und kehrt zu seinem Geschäft zurück.

Ueber Lari traten wir die Reise in die Wüste an. Auf dem ganzen Weg hatten wir die Freude zu bemerken, daß, obgleich es unsere ersten Versuche waren, die Wüste zu durchwandern, wir eben so gut, wenn nicht besser, als unsere Gefährten fortkamen; und obgleich sie auf diesem Boden geboren und erzogen waren, blickten sie auf uns, statt daß es umgekehrt hätte seyn sollen, um Sicherheit und Schutz in

finden, eben so gut, als um die Richtung des Weges zu erfahren. Um Mittag kamen wir nach Zow, einer Oase, die unter einigen hohen, schwarzen Sandsteinhügeln liegt, wo gutes Wasser und Aghûl für die Kameele in Menge sich findet. Zow, was „schwierig“ heißt, ist mit Recht der Name dieses Platzes, wegen des dahinführenden Weges, durch eine furchtbare Wüste, die aus beweglichem Sande besteht, über 60 Miles lang. Wir erreichten Bilma, wo wir einen Rasttag hielten, um uns für die nächsten 14 Tage einen Vorrath von Datteln anzuschaffen; denn Menschen und Vieh lebten fast nur allein davon. Von hier aus wollten wir dann einen anderen Weg einschlagen, als der war, auf dem wir von Bornou gekommen waren; wir gingen deßhalb über einen anderen Theil der Bergkette, setzten unsere Reise fort, bis es dunkel ward, und hielten in einer Oase, die uns schön vorkam, unter einer Reihe dunkler Sandhügel. Die Oase heißt Seggedem und 8 Tage von hier liegt eine Stadt der Tiboos. Nach mäßigen Tagreisen erreichten wir Gatrone, das früher so elend in unseren Augen, uns nun ein kleines Paradies schien, und das Essen, welches der alte Hadge, der hier regiert, uns schickte, das bei unserer ersten Durchreise kaum genießbar schien, kam uns nun köstlich vor. Im buchstäblichen Sinne stand ich mit Tagesanbruch auf, um eine Schüssel mit heißer Fleischbrühe und frischem Brode, die sehr verpfeffert war, zu verzehren, und

fand das Gericht äußerst wohlschmeckend. Zu Ga-
trone wie zu Tegerhy, schlugen wir unser Zelt in einem Gehölze von Palmen auf; die Bäume schützten uns bei Tage gegen die Sonnenstrahlen, des Nachts gegen den Ost. Das sanfte Rauschen des Windes zwischen den sich langsam bewegenden Zweigen, war für uns etwas Neues und Erfreuliches, und die edle, nährende und fruchtbare Palme schien in unsern Augen vollkommen Abulfedas Lob zu verdienen: „die stattliche Dattelpalme, ihr schwankes Haupt, gekrönt mit herabhängenden Fruchttrauben, senkt sich schmachtend, wie das einer schönen Frau, die der Schlaf bewältigt.“

An einem Sonntag zogen wir in Mourzuk ein, und nahmen Besitz von unserer alten Wohnung. Alle begrüßten uns nach unserer Rückkehr; wir hatten Schüsseln mit Bazeen und Kouskosou des Nachts und des Morgens, und Besuche vom Anbruch des Tages bis spät nach Sonnenuntergang, obgleich wir weder Thee, noch Kaffee, noch Zucker hatten, sie zu bewirthen, wie bei unserer ersten Anwesenheit. —

Dies war die Reise von Kouka nach Loggun, welche dem südöstlichen Theile von Mittel-Afrika zugewendet ist. Nun sollen unsere Leser uns begleiten in die westlichen Gegend von Kouka, nach Kano und Sakatoo. —

Die nächste Richtung der Reise von Kouka aus ging nach Alt-Birne, von dem wir schon oben Meldung thaten; wir zogen dann an den Ufern einer Kette

von kleinen Seen hin, vom Yow-Strom gebildet, und gingen quer über eine Art Halbinsel, die durch eine Biegung des Flusses gebildet ward, nach der Stadt Dugamoo, wo wir die Nacht über blieben. Die Ufer des Flusses sind voll von Dörfern und Städten. Früh 8 Uhr verließen wir diese Stadt, und ein sich schlängelnder Weg, der fast gerade gegen Westen lief, führte uns nach Deltago, durch viele andere Städte und Dörfer, unter welchen Kukabones ziemlich groß war, und 5 bis 6,000 Einwohner zählen mochte. Das Land westlich von Alt-Birme erhielt sich in hübscher Abwechslung von Hügeln und Thälern. Die Bewohner bauen viel Hirse und Bohnen. Ueberall brachte man uns Sachen in Menge zum Verkauf; doch zog man Corallen dem einheimischen Zeuge vor. Schießpulver suchte man sehr, als Arzneimittel. Zerstoßener Saame von Baumwolle wird hier viel gebraucht, um Rindvieh, Schaafe, Esel und Kameele zu füttern. Diese Thiere essen ihn bald sehr gerne, und er macht sie schnell fett. Den Abend erhielten wir Gussub zum Geschenk für unsere Pferde und Kameele, wie in den andern Städten. Wir konnten durchziehen, sobald die Leute nur hörten, daß wir Freunde des Scheiks wären. Wir verließen Deltago, zogen an den Windungen des Flusses hin, oder gingen bisweilen quer über eine der Biegungen und kamen nach Bedenkarfe. Hier kam uns der Gouverneur entgegen, und empfing uns mit Herzlichkeit. Seine

Wohnung war groß, sehr rein, und nach der Landes-
sitte gebaut, sie bestand aus einem großen viereckigen
Platze; der mit Matten, die an großen Stangen befe-
stigt waren, umgeben war; innerhalb derselben standen
einige kleine runde Hütten, auch aus Matten errich-
tet; sie hatten ein kegelförmiges Dach, auf der Spitze
derselben war ein Straußenei angebracht. Von außen
haben sie Aehnlichkeit mit einem Binnenkorb. Die
Wände bestehen aus Lehm. Das Straußenei ist ein
Zeichen, daß der Bewohner ein vornehmer Mann ist.
Der Fußboden ist mit Sand bestreut. Hausgeräthe
sind eine Bank, die statt der Bettstelle dient, einige
Matten, darauf zu sitzen, und dann einige geschnitzte
oder bunt gemalte Kürbisse und irdene Gefäße, mit
weiten Oeffnungen, die eines über dem andern auf-
gethürmt sind, um zugleich das Zimmer zu zieren.
Die Hütten haben nur einen Eingang, der oben rund
ist, und durch eine Thür verschlossen wird; er ist im-
mer gegen Westen gerichtet, weil der Regen gewöhn-
lich von der entgegengesetzten Seite kommt. Der große
Eingang der Einfriedigung ist oft eine Hütte, auf der
westlichen Seite des Vierecks, mit einem offnen Durch-
gange, wo ein schwarzer Sklave den Pförtner macht.
Jede einzelne Hütte heißt Coozee. Die arabischen
Weiber sind hier sehr hübsch; sie tragen ihre Haare
ganz anders, als sonst ihre Landsmänninnen; in der
Ferne glaubt man, sie hätten einen Helm aufgesetzt,
indem eine große Flechte den Kopf ziert und die

Seitenlocken zierlich geflochten und an den Enden gekräuselt sind. — Unser Weg führte uns über eine hohe lehmige Ebene, mit niedrigen Bäumen, meistens Mimosen, dann an den Rand eines großen Sumpfes, in dessen Nähe Bedeguna lag. Das Gebiet von Bedeguna gehörte früher zu Bornu; die Einwohner sind Bornuer und sprechen ihre Landessprache. Das Land hat viele Städte und Dörfer, und bringt viel Gussub, Mais und Baumwolle. Viehheerden sah man in großer Zahl. Das vorzüglichste Werkzeug zum Ackerbau ist eine Hecke, die sie selbst aus dem im Lande gegrabenen Eisen verfertigen. Sie gebrauchen bei der Erndte ein krummes Messer, und schneiden nur die Aehren ab, diese verwahren sie in runden, mit Stroh gedeckten Hütten von Lehm oder Matten, die auf Holzblöcken ruhen, um nicht die Erde zu berühren. Die Körner trennen sie von den Hülsen, indem sie mit den Händen sie reiben, und 2 Steine dienen zur Mühle. Einen Pflug fanden wir nicht mehr südlich von Sokna. Das Land gegen Südost und Südwest scheint ein einziger Sumpf, der in der Regenzeit ganz unter Wasser steht; und 12 Miles südwestlich von Bedeguna liegt der See Zumbrun. Die nächste Stadt, die wir erreichten, war Sansan, (im Arabischen bedeutet es: „Versammlung.") Die Stadt erhielt ihren Namen von einem Sultan von Bornou, der dort sein Heer zur Eroberung von Haussa zusammenkommen ließ. Die

Stelle, wo er sein Zelt aufschlug, wird sehr in Ehren gehalten, und die Gebäude umher wurden zuerst von seinem Heere errichtet. Die Umgegend ist reich an Städten und Dörfern, die, mit Bedeguna und Sansan, unter dem Gouverneur von Katagum stehen, welcher wieder dem Stadthalter von Kano untergeordnet ist. Sansan besteht aus 3 Städten: Sansan Birne, die größte, wo der Gouverneur wohnt, Sidi Boori und Sansam Bena.

Die Moschee daselbst ist ohne Dach, die Hütten und Häuser der Einwohner sind alt und verfallen. Weiter westlich von Sansan führt ein äußerst beschwerlicher Weg in Zickzack, denn eine Strasse gab es nicht. Wir gingen dann über den Gow, und erreichten die Stadt Katagum, welche eine halbe Meile von dem Fluß entfernt liegt. Kaum waren wir derselben nahe, so kam ein berittener Diener des Gouverneurs zu uns, und brachte uns einen kleinen Korb mit Gourunüssen, die von den Arabern Sudankaffee genannt werden. Wir zogen dann in die Stadt ein, und besuchten den Gouverneur. Dieser auf den Matten sitzend, umgeben von den arabischen Kaufleuten und seinen bewaffneten Begleitern, empfing uns aufs freundlichste und sagte: es sey ein wahres Ayd (Fest) für ihn, uns zu sehen; und wir sollten alles hier finden, wie zu Kouka, bei dem Scheikh von Bornu. Als wir unsere Geschenke vorbrachten, die in einem unserer Theebreter bestanden, 10 Ellen rothem Seidenzeug, ei-

nem Indischen Palempore, oder Bettdecke, einem Stück weißer Leinwand mit goldenen Streifen, einem Pfunde Zimmt und Gewürznelken, war er sehr erfreut, besonders über den Gebrauch des Theebretes und woraus es verfertigt sey. Dagegen schenkte uns der Gouverneur 3 Schafe, und den Arabischen Kaufleuten 8 Ochsen. Den Abend erhielten wir getroknetes Fleisch, das gekocht war, mit Bazeen und treffliches Brod. Die Stadt Katagum, welche wir hierauf in Augenschein nahmen, war die feſteſte die wir sahen, seitdem wir Tripoli verließen. Sie ist viereckig, die 4 Seiten gegen die Hauptweltgegenden gerichtet; in jeder ist ein Thor, das regelmäßig bei Sonnenaufgang und Untergang geöffnet und geschlossen wird. Geschützt wird sie durch 2 paralelle Mauern, von rothem Thon, und 3 Graben, einer ist außerhalb, einer innerhalb, und der dritte zwischen den beiden Mauern, die ohngefähr 20 Fuß hoch sind und 10 Fuß dick am Grunde; sie nehmen aber allmählig an Stärke ab, je höher sie werden, so daß sie oben gerade breit genug sind, für einen Fußweg. Dieser wird durch eine niedere Brustwehr gedeckt, und in bestimmten Entfernungen führen Stufen hinauf. Beide Mauern sind gleich hoch, ohne Schießscharten und Thürme, und statt mit Zinnen versehen zu seyn, sind sie oben wellenförmig. Die Thore werden durch eine Platform vertheidigt, die inwendig ist über dem Eingange, wo ein Theil der Stadtbewohner sich aufstellt, die Angreifenden abzuwehren. Man findet in der Stadt

nur eine Moschee, und die ist fast verfallen. Die Residenz des Gouverneurs ist in der Mitte der Stadt, und nimmt einen Raum ein von ungefähr 500 Quadratellen. Der Gouverneur und die vornehmsten Einwohner haben Häuser, die ganz aus Lehm gebaut sind, außer den schon erwähnten Coozees. Sie haben flache Dächer im türkischen Styl, haben 2 Stockwerke und viereckige halbrunde Oeffnungen statt der Fenster. Die Stadt mag 7—8000 Einwohner haben, alle Kaufleute und Krämer, und die Diener oder Sklaven des Gouverneurs mitgerechnet. Wir machten uns nach einigen Tagen, Morgens wieder auf den Weg, mußten aber schon Mittag in der Stadt Murmur anhalten, da Dr. Oudney so krank ward, daß ich (Clapperton) glaubte, er würde den folgenden Tag nicht erleben. Schon seit wir Fezzan verlassen hatten, litt er an der Auszehrung; dort hatte er eine Brustentzündung gehabt, die er sich dadurch zuzog, daß er sich, als er sehr erhitzt war, in einen kühlen Luftzug setzte. — Tags — es war der 12. Januar — trank Dr. Oudney frühe eine Schaale Kaffee, und auf sein Verlangen befahl ich, daß die Kameele beladen werden sollten. Ich half ihm dann sich ankleiden, und mit Hülfe seines Dieners, trat er vor das Zelt, ehe er aber noch auf das Kameel gehoben werden konnte, bemerkte ich den Tod in seinen Zügen, und ließ ihn wieder ins Zelt bringen. An seiner Seite sitzend sah ich mit außerordentlicher Betrübniß, wie er den letzten Athemzug that.

ohne Kampf, ohne Seufzen. Ich schickte darauf an den Gouverneur der Stadt, um die Erlaubniß zu erhalten, den Todten zu bestatten, das er gern bewilligte. Ich ließ ein Grab machen, nördlich von einem alten Mimosenbaum, in einiger Entfernung von dem südlichen Stadtthore. Der Leichnam, nachdem er erst nach Landessitte gewaschen war, ward nach meiner Angabe gekleidet, wozu wir Turban-Shawls gebrauchten, die wir als Geschenke bei uns hatten. Unsere Diener trugen den Entseelten zum Grabe, ich las dann die Worte, die in der Englischen Kirche gebräuchlich sind, ehe er dem Schooß der Erde anvertraut ward. Nachher ließ ich das Grab mit einer Leichenmauer einfassen, um die Raubthiere abzuwehren, und ließ 2 Schaafe schlachten, und unter die Armen vertheilen. So starb im 32. Jahre, Walter Oudney, Dr. der Medizin, ein Mann ohne Anmaßung, von angenehmen Betragen und unerschütterlichem Unternehmungsgeiste; dabei besaß er Kenntnisse, war tugendhaft und religiös. Zu jeder anderen Zeit, an jedem anderen Ort wäre es ein großer Verlust gewesen, einen solchen Freund einzubüßen; für mich aber, seinen Freund und Reisegefährten, der ebenfalls krank war, und nun allein blieb unter einem fremden Volke, und ein Land durchreiste, das nie der Fuß eines Europäers betreten hatte; für mich war dieser Verlust über alles bitter und niederschlagend. —

Den folgenden Morgen mit Tagesanbruch reisten wir weiter, unser Weg führte durch ein gut angebau-

tes Land, zur Stadt Digoo. Ueber Zangeia und Girkwa, welches unbedeutende Städte sind, und nichts besonders Merkwürdiges enthalten, kamen wir nach Kano, dem großen Handelsplatz des Königreichs Haussa. Kaum aber war ich in das Thor getreten, als ich wie aus den Wolken gefallen da stand; nach der blühenden Schilderung, welche die Araber gemacht hatten, erwartete ich eine sehr große Stadt zu sehen, ich fand im Gegentheil, daß die Häuser fast eine Viertelmeile von den Mauern entfernt standen, an manchen Stellen in zerstreuten Haufen, zwischen großen stehenden Lachen. Kano mag 30 bis 40,000 Einwohner haben, von denen die Hälfte aus Sklaven besteht. Die Stadt ist sehr ungesund durch einen großen Morast, der sie fast in 2 Theile theilt, und durch viele Lachen, die entstanden, als man Lehm zu den Häusern ausgrub. Die Cloaken der Häuser haben den Abzug nach der Straße, daher bisweilen ein entsetzlicher Gestank herrscht. Die Gestalt der Stadt ist ein unregelmäßiges Oval, hat ungefähr 15 Miles im Umfange, und ist mit einer 30 Fuß hohen Lehmmauer umgeben, ein trockener Graben lauft innerhalb und außerhalb derselben herum. Sie hat 15 Thore, eines ist kürzlich zugemacht. Die Thore sind von Holz, mit Eisenblech bedeckt, und werden regelmäßig bei Sonnenaufgang und Untergang geöffnet und geschlossen. Eine Terasse inwendig, mit zwei Wohnhäusern darüber, vertheidigt jeden Eingang. Nicht mehr als

ein Viertel des Raumes innerhalb der Mauern ist mit Häusern besetzt, der übrige Platz ist zu Feldern und zu Gärten benutzt. Das Wasser in der Stadt hält man für ungesund, daher verkaufen Weiber in den Straßen beständig Wasser aus den benachbarten Quellen. Die Häuser sind aus Lehm gebaut, meistentheils viereckig, nach maurischer Art, das Dach des Saals in der Mitte tragen Stämme von Palmbäumen, dort empfängt man Besuchende und Fremde. Die Zimmer des unteren Stockwerks haben Thüren nach diesem Saal, und sie dienen gewöhnlich als Vorrathskammern. Eine Treppe führt zu einer offenen Gallerie, die höher ist als der Saal. Aus dieser kommt man in die Zimmer des zweiten Stockwerks, die Licht durch kleine Fenster erhalten. In einem Hofraum hinter diesem Hause ist ein Brunnen und andere Bequemlichkeiten. In der Mauer, die das ganze Haus umgibt, sind auch einige runde Lehmhütten, mit den Stengeln des Mais gewölbt, und mit langem Grase bedeckt. Diese sind gewöhnlich sehr sauber und rein und größer als die in Bornu. Die Residenz des Gouverneurs nimmt einen großen Raum ein, und ähnelt einem ummauerten Dorfe; sie umfaßt sogar eine Moschee, und einige 3—4 Stockwerke hohe Thürme, mit Fensteröffnungen nach europäischer Art, aber ohne Glas oder Gitter. Man muß durch zwei von diesen Thüren gehen, um zu den inneren vom Gouverneur bewohnten Zimmern zu kommen. Ich besuchte den Gouverneur, welcher am Ein-

gange einer weit zurückliegenden Coozee saß, mir die Hand reichte und mich niederzusetzen bat. Ich brachte meine Geschenke, welche in einem Säbel, einem Theebrett, 20 Ellen von gelbem Seidenzeuge, einem Turban, einem französischen Shawl, drei Schnupftabacks-Dosen, zwei Rasiermessern, zwei Taschenmessern, zwei Scheeren, Schmuck zu Kinderzeugen, zwei Pfund Gewürzen und einem zerbrochenen Thermometer bestanden. Er schien hierüber zufrieden und erfreut, und hieß mich tausendmal willkommen. Ich verließ ihn, und kaum war ich in meine Wohnung angekommen, so schickte mir der Gouverneur als Geschenk ein Schaf, einen ungeheuren, zwei Fuß im Durchmesser haltenden Kürbiß, mit Weizen gefüllt, und zwei andere, eben so groß, voll von Reis. Nach einem Aufenthalt von mehreren Wochen brachen wir nach dem Ziel und Ende unserer Reise, nach Sackatoo auf. Bei Kamoon ist das Land hügelig, schien aber viel Getreide zu liefern. Der Boden ist rother Thon, mit Sand vermischt, die Steine sahen aus, als wenn sie mit Eisenrost bedeckt wären. Die Thäler wurden immer breiter, je näher wir Sackatoo kamen, und diese Hauptstadt sahen wir endlich von der Spitze des zweiten Hügels, nachdem wir Kamoon verlassen hatten. Um Mittag erreichten wir Sackatoo, wo eine große Menge Leute versammelt war, mich zu sehen, und ich zog in die Stadt, herzlich bewillkommt von Alt und Jung.

Sackatoo steht auf einer langen Anhöhe, die sanft gegen Nord abfällt, und schien mir die volkreichste Stadt unter allen, die ich im Innern von Afrika gesehen hatte; denn die Häuser stehen nicht zerstreut, sondern in ordentlichen Straßen. Die Häuser gehen bis nahe an die Mauern, die der Sultan 1818 erbaute, nach dem Tode seines Vaters, da die alten Mauern für die zunehmende Bevölkerung zu enge waren. Ein geräumiger Marktplatz ist in der Mitte der Stadt, und ein anderer großer viereckiger Platz vor der Residenz des Sultans. Die Wohnungen der Vornehmen sind mit hohen Mauern umgeben, die zahlreiche Coozees und Häuser mit flachen Dächern einschließen, die nach maurischer Art gebaut sind; die großen Röhren, von gebranntem Thon, die von den Rinnen vorspringen, gleichen beim ersten Anblick einer Reihe von Kanonen. In der Stadt sind zwei Moscheen, von denen die eine ganz neu erbaut wurde. Gleich allen anderen war sie viereckig, die Seiten nach den vier Hauptweltgegenden gerichtet und ungefähr 800 Fuß lang. Auf der östlichen Seite waren zwei Thüren. Bei dem westlichen Eingange war rechts ein kleines Zimmer, wo die Leute ihre Abwaschung vor dem Gebete vornehmen. Die Decke der Moschee war ganz flach und bestand aus Balken, die von einer Wand zur anderen reichten, darüber hatte man Latten gelegt, und das Ganze mit einer dicken Thonschicht bedeckt. Die Decke ruhte auf Bogen, die

von 7 Reihen von Pfeilern getragen ward, und jede Reihe bestand wieder aus 7 Pfeilern: sie waren von Holz mit Lehm beworfen, und sehr verziert. Auf der Rückseite war eine kleine Nische für den Sultan bestimmt. Nach dem Frühstück besuchten wir den Sultan. Er ist ein Mann von stattlichem Ansehen, 44 Jahre alt, hat eine schöne Stirne, griechische Nase, große schwarze Augen. Sein Bart ist kurz, schwarz und kraus. Seine Kleidung bestand in einer hellblauen, baumwollenen Tobe, in einem weißen Turban von Musselin, und der Shawl, nach Art der Quariks war über Nase und Mund gezogen. Er saß auf einem Teppich zwischen zwei Pfeilern, die das Dach eines mit Stroh gedeckten Hauses hielten. Wände und Pfeiler waren blau und weiß angestrichen, im maurischen Geschmack, und an der hintern Wand war ein Feuerschirm gemalt, worauf roh genug ein Blumentopf gezeichnet war. Ein Armstuhl, mit einer eisernen Lampe darauf, stand an jeder Seite des Schirmes. Der Sultan hieß mich mehrere Mal willkommen; und fragte, ob ich durch die Reise hieher nicht ermüdet sey? Ich sagte ihm, es sey der angreifendste Theil der ganzen Reise zwischen Tripoli und Sackatoo, und dankte ihm für die Wache, deren Betragen ich nicht verfehlte, nach Verdienst zu loben. Er betrachtete sehr genau und aufmerksam meine Geschenke, die ich ihm brachte, und verlangte über jedes eine Erklärung des Gebrauches. Außer den Pistolen mit Dop-

pelläufen, gefielen ihm auch sehr der Taschencompaß und das Guckglas, und er schien sehr erfreut, da ich ihm sagte, mittelst des erstern könne er zu jeder Zeit Osten auffinden, um sich dahin beim Beten zu richten.

Die gewöhnlichen Lebensmittel sind hier sehr wohlfeil, Fleisch gibt es in großer Menge und ist gut. Ausgeführt wird am meisten Zibet, blau gewürfelte Toben, Sharie genannt, die von den Sklaven aus Nyffen gefertigt werden; die Männer gelten für die besten Weber in Sudan, die Frauen sind die trefflichsten Spinnerinnen. Eingeführt werden Gourunüsse, grober Calico und wollenes Tuch, Schüsseln von Kupfer und Zinn und einige Gewürze aus Nyffer. Die Araber aus Tripoli bringen unverarbeitete Seide, Rosenöl, Gewürze und Glasperlen. Sklaven werden ein- und ausgeführt. Der Markt ist reichlich mit allem versehen, und ist täglich von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Nördlich von Sackatoo ist eine niedrige Gegend, mit wenigen stehenden Lachen zwischen der Stadt und dem Flusse, daher kommen vielleicht die herrschenden Wechselfieber, da sonst die Stadt eine schöne, luftige Lage hat.

Weiter drangen wir auf unserer Expedition nicht vor. Von Kouka aus bereisten wir also die westliche Gegend bis nach Sackatoo, die öst-südlich gelegene bis nach Logguu, kehrten wieder nach Kouka dann nach Tripoli zurück, und waren wieder dem heimischen Boden, dem Welttheile Europa nahe.

Wir schifften uns und unsere lebendigen Thiere, Vögel und andere Sachen ein, um nach Livorno zu segeln. Unsere Quarantaine daselbst, die 25 Tage dauerte, verging schnell, weil uns die Wollust in einem ordentlichen Hause zu seyn, die erfrischenden Lüfte in Toscana, die uns köstlich vorkommenden Gerichte, das Bett nicht zu erwähnen, das wir in zwei Tagen kaum verlassen mochten, äußerst wohl that. Wir gingen dann nach Florenz, schickten unsere Thiere und unser Gepäck unter William Hillmanns Aufsicht, zur See nach England, und wir selbst kamen endlich über die Alpengebirge in England an.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Dörfer
Sefura
Kanky
A
Bodya
Kiticbie
Wasserplaz
Herico Fl.
Teembo
Herico F.
Mahomodas
FULAHER
welcher d. Gränze bildet
Fulaher Landes
DUNG des SIERRA LEONA FLUSSES
Seeräuber B
Granvilles Stadt
Freetown
Negerstadt
Colonisten Ländereien
Negerstadt
Pa Wills Stadt
SIERRA LEONA
Gebirge

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Taschenbibliothek der wichtigsten und interessantesten See- und Landreisen von d. Erfindung d. Buchdruckerkunst bis auf unsere Zeiten

Bd.: 77. 1831

Nürnberg 1831

It.coll. 227 h-2,3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10466117-6